NUMMER 10 · MÜNCHEN, 10. MÄRZ 1956 · 50 PFENNIG

REVUE



Sieben Mädchen kämpfen um ihr Leben

Marilyn Monroe hat gut lachen

Vivisektion: Hat REVUE unrecht getan?

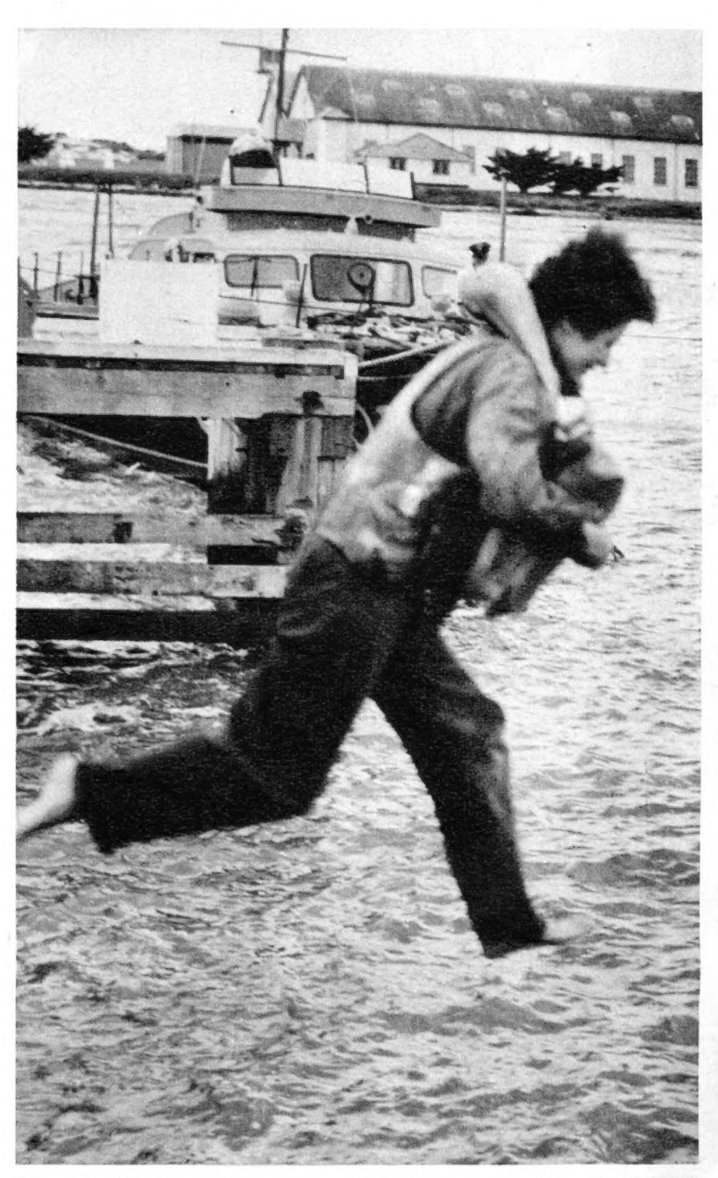
Nadja Tiller

weigerte sich, ihre Sterne in die Hand zu nehmen. Um so erfolgreicher tat es ihr Schauspielerkollege und heutiger Mann, Walter Giller. Wie die Tiller-Gillers vor der Kamera geheime Verlobung feierten und eine Hochzeit nach Horoskop bestellten, wird heute in der großen REVUE-Serie „Nimm deine Sterne in die Hand" ausführlich berichtet

Foto: Arthur Grimm

Sieben Mädchen kämpfen um ihr Leben

Eine Handvoll junger Mädchen auf einer Nußschale von Boot, vor sich die tobende See und hinter sich die brennende Küste — das sind die Perspektiven des Atomkrieges von morgen, wie ihn zur Zeit die Royal Air Force mit ihren weiblichen Hilfskräften in äußerst realistischen „Abhärtungsmanövern" durchexerziert. Der eisige Sprühregen, der mit der Schärfe von tausend Nadelstichen über die Gesichter fegt, wird zwar nur vom Nachbarboot aus erzeugt, aber er kann sich mit den Wirkungen jedes natürlichen Winterorkans messen. Ein raffiniert ausgeklügeltes Übungsprogramm hat keinerlei Unbilden einer plötzlichen Evakuierung und Flucht übers Meer vergessen. Die angesetzten Sauerstoff-Rettungsübungen sind Erholungspausen, verglichen mit den Schwimmübungen im Ein-Mann-Schlauchboot bei Sturmwind und einer Wassertemperatur von nur acht Grad. Das Übungsziel heißt: „Weiterleben!"



Ein paar Meter trennen Tod und Leben — nur wer abgehärtet genug ist, um ohne Zögern durch Feuer und Wasser zu springen, hat eine Chance zu überleben. Der erste Sprung entscheidet.



Gerettet — aber noch nicht außer Gefahr! Das Übungsprogramm der RAF kennt — wie die Wirklichkeit — keine Gnade. Der Hölle des Feuers entronnen, kämpfen die sieben Mädchen jetzt mit dem Meer. Vierzehn Tage lang dauern diese Übungen. Wer sie hinter sich hat, soll gegen die Schrecken des modernen Krieges mit Atom- und Wasserstoffwaffen gefeit sein.

Die betrogene Geliebte verbirgt schamvoll ihr Gesicht. Den reichen Erlös für einen Cadillac hatte sie erwartet. Fünfzig Franken erhielt sie.

Hinter dem billigen Cadillac steckt ein Geheimnis:

Die geprellte Geliebte


Umständehalber
Auto zu verkaufen:
Marke
Cadillac
Cabriolet 1950
Preis 50 Franken
Telephon

Dieses Inserat erschien vor kurzem in einer Zürcher Tageszeitung. Keiner traute ihm.

Ein einziger Interessent meldete sich auf eine merkwürdige Anzeige, die dieser Tage in einer Zürcher Tageszeitung erschien. Tausende lasen sie, aber jedermann dachte, daß es sich um einen Scherz handle. Der junge Mann jedoch, der sich in dem Herrschaftshause meldete, um den komfortablen Cadillac zu besichtigen, welcher laut Inserat nur 50 Franken kosten sollte, bekam eine höchst pikante Erklärung für die ungewöhnlich günstige Offerte zu hören: Die Verkäuferin, ganz in Schwarz gekleidet, berichtete, daß ihr Mann vor kurzem gestorben sei. Leider habe er es mit der ehelichen Treue nicht ganz streng gehalten. Jedenfalls hätte er seiner Maitresse den Erlös aus dem Verkauf seines Luxuswagens vermacht, der etwa 20 000 Franken wert sei! Sie hätte nun beschlossen, fünfzig Franken zu verlangen und jenem Fräulein zu überweisen.



Für fünfzig Franken (etwa 50 DM) wurde dieser junge Mann Besitzer eines wundervollen, fast neuen Kabrioletts, das er anderntags für bare zwanzigtausend Franken verkaufte.

Kriegsgrund:

19jähriges Mannequin aus sein, aber eine Sexbombe



Klassisch zeigt sich Rosana Podesta, die mit naiver Miene und vielversprechenden Kurven ausgestattete Filmschauspielerin, die im Rennen um die begehrte Rolle der „Schönen Helena" den Endsieg errang. Es handelt sich um die Verfilmung des auch in Deutschland sehr erfolgreichen Bühnenstücks „Der Trojanische Krieg wird nicht stattfinden" von Jean Giraudoux.

Schönheit!

Paris sollte „Schöne Helena" aus Italien kam ihr zuvor



Modern erschien die 19jährige Liliane Couprie im Badekostüm vor der Jury von Regisseuren und Journalisten, die für das Fernsehen eine „Schöne Helena" auswählen sollten. Liliane erhielt zwar die meisten Stimmen, aber nicht die Rolle, weil man sich entschloß, anstatt einer teuren Neueinstudierung den italienischen Film über den Fernsehsender gehen zu lassen.

Verschärftes Tempo in den Londoner „Folies Bergères"

Das Windmill-Theater, eine Art von Folies Bergères in London, hat eine neue Leiterin: die 34jährige Autorennfahrerin Sheila van Damm. Neuer Schwung ist damit auf die Bühne gekommen. In rasendem Wirbel tanzen durchsichtig bekleidete Mädchen über die Bretter, während andere im Evakostüm Dekorationsstatuen markieren (Bewegung erlaubt der englische Zensor in diesem Fall nicht). Neben den unverhüllten Statuen bilden der französische Cancan (Bild oben) und Reiten auf Holzpferden (Bild rechts) die Spezialitäten des Londoner Hauses.

Fotos: Pandis 1, dpa 1, Treuhaft 1, Keystone 1, AP 4

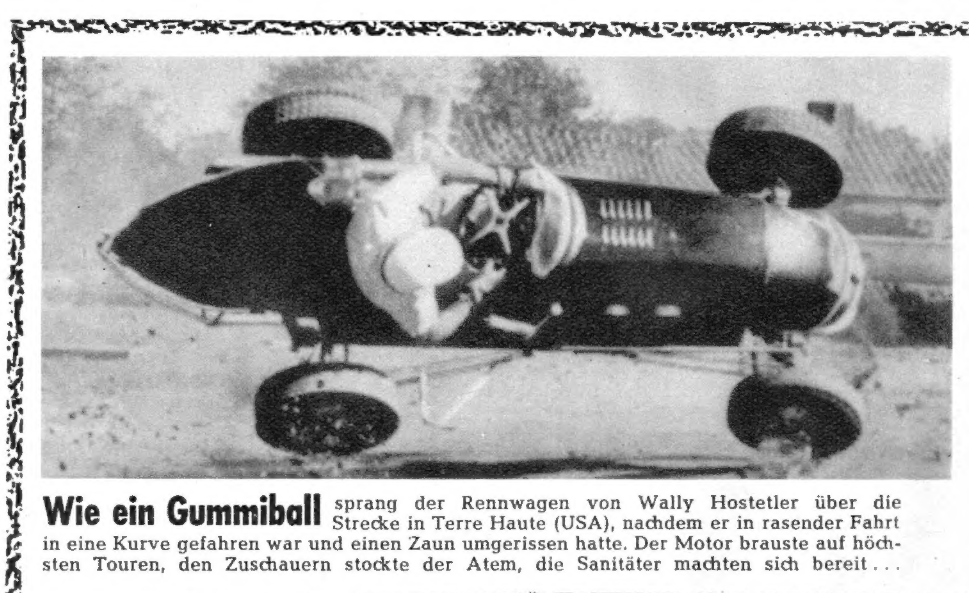
Beim versuchten Banküberfall wurde in der Schalterhalle des Bankhauses der New Yorker Trust Company ein unbekannter Verbrecher erschossen. Der Gangster hatte den Kassierer mit vorgehaltener Pistole aufgefordert, den Kassenbestand auszuhändigen. In dem Augenblick, in dem der Räuber schoß, wurde er von einem zufällig anwesenden Polizisten mit einem Herzschuß getötet. Im Bild links sieht man den Polizisten (in dunklem, uniformähnlichem Anzug), in der Mitte den toten Gangster.



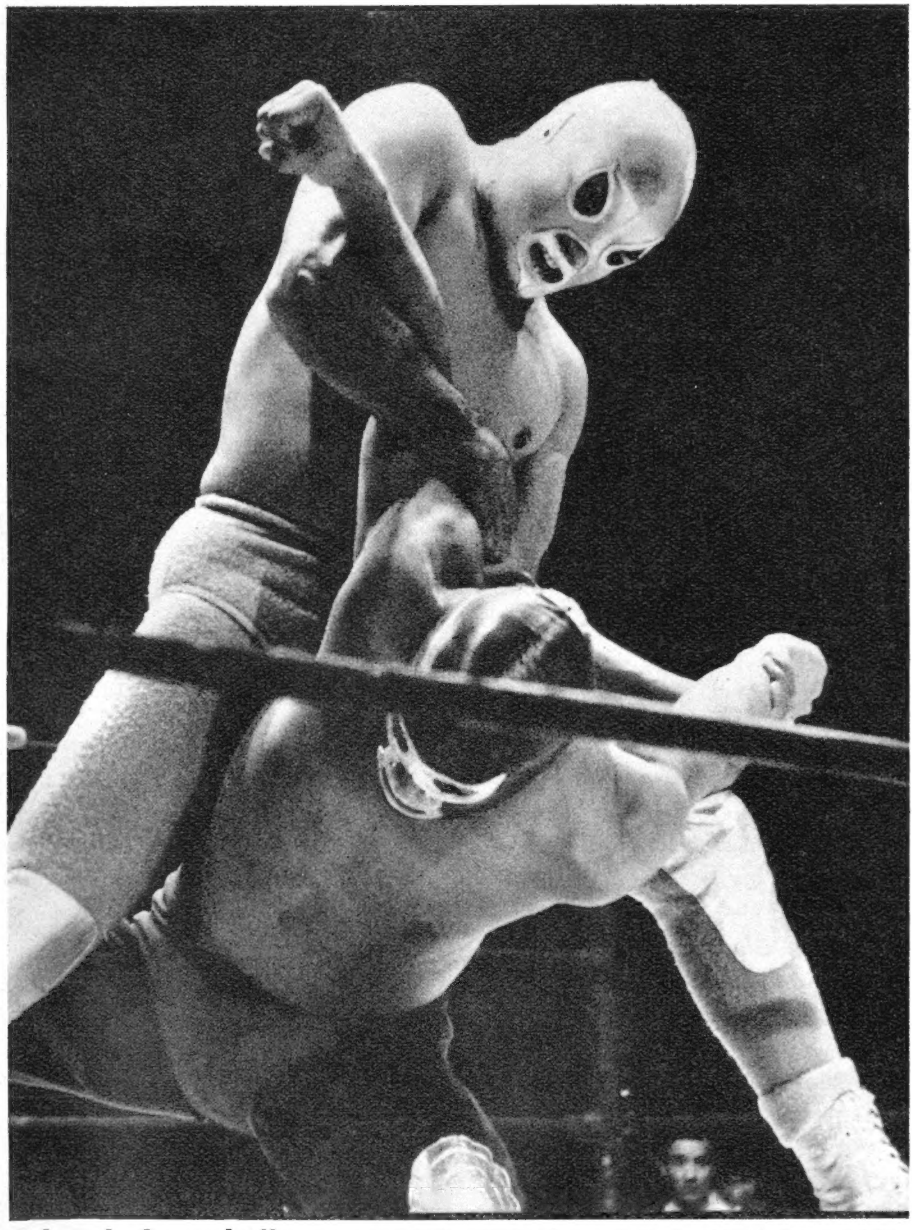
Die Kurve des Erfolges hat die 20jährige Shirley Eaton erkannt, als sie während einer Reklamesendung des britischen Fernsehsenders eine nicht vorgesehene parodistische Einlage wagte. Man warf sie aus dem Atelier, aber sie landete am Schreibtisch eines Regisseurs, der Shirley für zwei Fernseh-Komödien verpflichtete.



Auf der Treppe zum Glück steht das frischverlobte Schauspielerpaar Anita Ekberg und Anthony Steel. Anita strahlt: sie hat in drei Monaten soviel Skandalaffären produziert, daß niemand mehr an die Verlobung glaubte.



Wie ein Gummiball sprang der Rennwagen von Wally Hostetler über die Strecke in Terre Haute (USA), nachdem er in rasender Fahrt in eine Kurve gefahren war und einen Zaun umgerissen hatte. Der Motor brauste auf höchsten Touren, den Zuschauern stockte der Atem, die Sanitäter machten sich bereit . . .



Schamhaft verhüllt treten in Mexiko die Catcher auf. Sie tragen Masken, und das Publikum erfährt nur ihre Vornamen. Sie sind nämlich nicht Berufsringer, sondern sehr angesehene Männer: Rechtsanwälte, Schauspieler und Zahnärzte.

DRUDELN SIE MIT!

Was ist das?

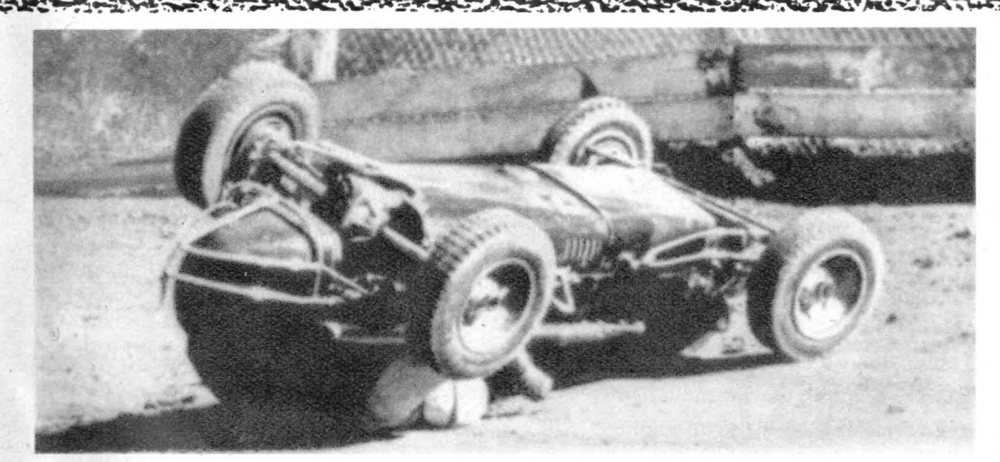
Waschtag im Paradies

Eingesandt von Mich. und Christ. Humer, Bregenz, Anton-Schneider-Str. 16 (Österr.)

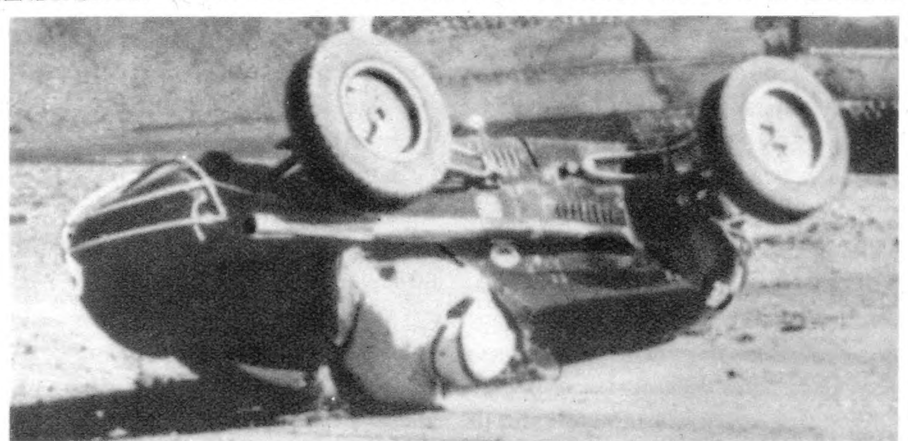
Die Redaktion zahlt für jeden zum Abdruck geeigneten Drudel dem Einsender 50 Mark. Weil täglich Hunderte von Vorschlägen bei uns eintreffen, sind wir zu unserem Bedauern nicht in der Lage, ungeeignete Einsendungen zurückzuschicken oder darüber Korrespondenz zu führen.

Adresse: REVUE, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37 (Kennwort Drudel)

Schön durch Kaffee heißt die Parole der amerikanischen Schlagersängerin Abbe Lane, die durch ihre exaltierten Einfälle Berühmtheit erlangte. Im Bad ihres neuen Hauses in Berkeley Hills ist der Badeofen eine einzige riesige Kaffeemaschine.



. . . den Todgeweihten zu bergen. Das Rennauto überschlug sich in Sekundenschnelle. Frauen fielen serienweise in Ohnmacht, andere erlitten Schreikrämpfe. Eine Panik brach aus. Alle dachten an Le Mans. Nur mit letzter Not konnten die nachfolgenden Rennfahrer ihrem unglücklichen Kameraden ausweichen . . .



. . . der sich nur den Arm verstaucht hatte. Als der Unglückswagen schließlich liegenblieb, kletterte Wally Hostetler völlig benommen aus dem Sitz. Geistesgegenwärtig hatte er sich zusammengekrümmt und das Unglück fast unversehrt überstanden. Wally ist ein Sonntagskind.

ZU DEM BERICHT „AUSWÜCHSE DER VIVISEKTION" IN

Hat REVUE un

JA

AUS WELCHEN GRÜNDEN?

Erinnern Sie sich? Es sind fast zwei Jahre vergangen. Aber noch immer wird darüber debattiert. Noch immer erreichen uns Briefe. Noch immer erreichen uns Anrufe. Noch immer erhalten wir Prozeßunterlagen. Noch immer erhalten wir Vorladungen. Noch immer beschäftigen wir Anwälte. — Wegen einer Reportage, die aus dem Gedächtnis von Millionen REVUE-Lesern nicht auszulöschen ist. Die Reportage hieß: „Was sagen Sie dazu?" Sie stand 1954 in REVUE Nr. 13. Die Reportage bestand aus einem dreiseitigen Bildbericht und behauptete, Auswüchse der Vivisektion in einer Münchener Klinik aufzudecken. Der Bericht ging davon aus, daß lebende Tiere in dieser Klinik unnötig Qualen erleiden müßten. Er stammte von Ernst Grossar.

In dem Begleittext zu dieser dreiseitigen Bildreportage stand unter anderem zu lesen:

daß natürlich jedes Tier vor einem Versuch betäubt wird. „Aber nicht immer geht das schnell, manchmal muß ein Tier lange Zeit Qualen erdulden, bis die Spritze ihre volle Wirkung erreicht hat."

daß ein Tier nur mit einem Curare-Präparat betäubt worden sei, einem Pfeilgift, das die Glieder lähmt, aber nicht die Schmerzempfindlichkeit.

Die letzte Behauptung wurde der Ärztin Dr. Struppler nachgesagt, die in der Klinik als Gast bzw. Ehefrau und Mitarbeiterin ihres Mannes vivisezierte und unter deren Bild in der REVUE die Schlagzeile stand: „Das hat Spaß gemacht!" — ein Satz, den Frau Dr. Struppler nach einem Herzversuch an einem lebenden Tigerkätzchen am 28. Januar 1954 geäußert haben soll.

Nun hat sich während des bisherigen Verfahrens herausgestellt, daß sich die Anwürfe gegen Frau Dr. Elisabeth Struppler aus Feldafing nicht beweisen lassen. Die Zeugin, auf deren Informationen und Unterlagen sich Ernst Grossar stützte, ist eine Tierpflegerin, die sich in der Klinik anstellen ließ, weil sie Mißständen in dieser Klinik, von denen sie gerüchtweise gehört hatte, als Tierliebhaberin auf den Grund gehen wollte. Sie beobachtete, daß die am 28. 1. 1954 von Frau Dr. Struppler vivisezierte Katze etwa erst eine Dreiviertelstunde nach der Spritze betäubt war, und kam aus dieser und anderen Beobachtungen zu der Schlußfolgerung, es sei Curare verwendet worden.

Diese Schlußfolgerung der Zeugin hatten sich der Journalist Grossar und die REVUE in der Bildunterschrift zu eigen gemacht.

Zweifellos hat sich die Zeugin, wenn Frau Dr. Struppler die Wahrheit sagt, geirrt. Deshalb gab die Redaktion Frau Dr. Struppler bereits 1954 in REVUE Nr. 30 Gelegenheit, folgende Gegendarstellung zu veröffentlichen:

Zu Ihrer Reportage in Nr. 13/54, Seite 11, stelle ich fest: Der am 28. Januar 1954 vorgenommene Herzversuch an einem Tigerkätzchen wurde nicht mit einem nur gliederlähmenden, aber nicht schmerzstillenden Curare-Präparat, sondern mit Chkralose-Urethan vorgenommen. Das Tier war durch die Narkose bereits völlig bewußtlos und schmerzunempfindlich, als die Operation von mir ausgeführt wurde. Ich habe dabei meinem Mann — das zweite Mal in den letzten eineinhalb Jahren — assistiert. Eine Äußerung „das hat Spaß gemacht" habe ich bestimmt nicht getan. Es ist möglich, daß ich eine spontane Äußerung in dem Sinn gemacht habe, daß die operativ sehr schwierige Durchführung der Herznervenpräparation gelungen sei. Das von einem Reporter ohne meine Zustimmung hergestellte Foto ist nicht während eines Tierversuches aufgenommen worden.

Diese seinerzeit in der REVUE abgedruckte Gegendarstellung der Frau Dr. Struppler möchte REVUE heute — noch vor Durchführung des Prozesses — durch eine Ehrenerklärung ergänzen.

Die Zeugin, die sich in der Klinik anstellen ließ, ist zu einer Schlußfolgerung gekommen, die wohl aus ihrer Tierliebe begreiflich ist, die sie dennoch als Laie nicht ohne weiteres hätte anstellen dürfen. Die Zeugin hielt allerdings ihre Beobachtung, die vivisezierte Katze schien etwa eine Dreiviertelstunde nach der Spritze noch nicht betäubt, vor Gericht aufrecht, und ein Assistenzarzt sagte als vorgeladener Zeuge auf die Frage des Gerichts, ob eine solche Behandlung erforderlich gewesen wäre: „Das entzieht sich meiner Kenntnis, da ich hierzu nicht die nötige Facherfahrung besitze." Protokollierte Behauptung bleibt, daß bei dem Katzenversuch der Frau Dr. Struppler eine Lösung verwendet wurde, die nicht eine sofortige Betäubung des Tieres, sondern eine langsam fortschreitende Lähmung, verbunden mit Todesangst des Tieres, hervorrief, was nach der vorgelegten Erklärung eines Tierarztes als Tierquälerei angesehen werden müßte.

Die gerichtlich protokollierten Aussagen zeigen, daß es kaum möglich sein wird zu klären, ob die geschilderte Vivisektion sich in einer Weise hätte durchführen lassen, die als weniger tierquälend empfunden wird. Das entzieht sich unserer Kenntnis, da wir hierzu nicht die nötige Fachkenntnis besitzen.

REVUE ist jedenfalls den Beweis für die Richtigkeit der Behauptung schuldig geblieben. In einem solchen Fall hält REVUE sich für verpflichtet, davon auszugehen, daß die ausgesprochene Anschuldigung unrichtig war.

REVUE bedauert jedenfalls, daß sie die — offenbar irrige — Schlußfolgerung der Zeugin, wonach Curare verwendet worden sei, als Feststellung gebracht hat.

REVUE ist gewillt, Frau Dr. Struppler Glauben zu schenken, und bedauert infolgedessen, Frau Dr. Struppler unrecht getan zu haben. REVUE hofft, es mit dieser Erklärung wiedergutzumachen.

Aus der persönlichen Begegnung mit Frau Dr. Struppler hat der Verlag den Eindruck gewonnen, daß es Frau Dr. Struppler nicht darum geht, aus einem Fehler der REVUE Kapital zu schlagen. Fehler sollten in der journalistischen Berichterstattung nicht vorkommen. Sie kommen trotzdem vor. (Kunstfehler sollten in der Chirurgie nicht vorkommen. Sie kommen trotzdem vor.)

Frau Dr. Struppler dürfte inzwischen erkannt haben, daß es REVUE damals nicht um eine Sensation gegangen ist, sondern um die Abstellung von Mißständen, also um eine publizistische Aufgabe, die nicht ernst genug genommen werden kann.

REVUE hatte Gelegenheit, in Briefe Einblick zu nehmen, die an Frau Dr. Struppler gerichtet worden sind. In diesen Briefen wird der Ärztin eine Vivisektion angedroht, die an die Methoden der SS erinnert, die Juden in den Gasofen schickte, aber vorher das Kätzchen auf dem Arm des Verfolgten rettete. REVUE kann sich mit solchen Auswüchsen sogenannter Tierliebhaber nicht identifizieren. Die Tierliebe ist ein Anliegen, das immer von der Menschenliebe gekrönt sein muß.

REVUE bedauert schließlich, daß sie ohne vorherige Zustimmung ein Bild von Frau Dr. Struppler gebracht hat. Hierzu allerdings muß REVUE sagen, daß sie die noch vertretene Rechtsauffassung nicht billigen kann, die sich auf ein Gesetz aus dem Jahre 1907 stützt, in dem die Bildberichterstattung und die illustrierte Presse noch nicht existierten.

Das Bedauern, das wir hier Frau Dr. Struppler ausgesprochen haben, möchten wir auch ausdrücklich dem Chefarzt der II. Medizinischen Klinik in München, Herrn Professor Dr. Bodechtl, gegenüber zum Ausdruck bringen. Herr Professor Dr. Bodechtl hatte die Klinik zur Zeit der Veröffentlichung vor zwei Jahren gerade erst übernommen, und sein Vorgänger, Herr Professor Dr. Gustav von Bergmann, inzwischen verstorben und damals schon schwer krank, war ganz von der Arbeit, vom Dienst am kranken Patienten beansprucht. REVUE bedauert, wenn der Eindruck entstanden ist, als hätte sie ihn für etwaige Mißstände im Bereich der Vivisektionsarbeit verantwortlich machen wollen. Seine verehrungswürdige Gestalt spricht aus seinen Memoiren, die im Auftrag der REVUE geschrieben worden und 1953 in der REVUE zum Abdruck gekommen sind.

recht getan?

NEIN

AUS WELCHEN GRÜNDEN?

Erinnern Sie sich? — Erinnern Sie sich, welche Abbildungen der dreiseitige Bericht damals außer dem Foto der Ärztin Dr. Elisabeth Struppler enthielt? Erinnern Sie sich, was im Begleittext und in den Bildunterschriften, außer dem, was auf der gegenüberliegenden Seite schon behandelt worden ist, noch zum Ausdruck gebracht wurde?

Das waren die wesentlichsten Bilder:

5 Fotos durch Vivisektion getöteter oder verendeter Hunde und einer Katze

1 Foto eines Laboranten und Präparators

1 Foto der Zeugin, auf die sich der Bericht des Berichterstatters Ernst Grossar stützte

2 Fotos von Ärzten, die schon Vivisektionen durchgeführt haben.

Im Begleittext stand zu lesen:

daß die Hunde und Katzen oft mit Methoden beschafft wurden, die dem hohen Niveau des ärztlichen Standes unwürdig seien,

daß auch die Mißstände unwürdig seien, die die Zeugin mehrfach bei den Versuchen beobachten mußte.

Zu den wesentlichsten Bildern:

Bei den abgebildeten Tierleichen handelt es sich unbestritten um in der Klinik vivisezierte Tiere, die auf Grund der Vivisektion getötet oder verendet waren.

Bei dem Bild des Laboranten und Präparators handelt es sich unbestritten um den in der Bildunterschrift namentlich genannten Mitarbeiter der betreffenden Klinik.

Unter sein Bild hatte REVUE die Schlagzeile gesetzt: „Geschäfte mit Hunden".

Die Behauptung, daß er der Klinik früher Hunde aus dem Tierasyl oder von der Straße weg für die Vivisektion beschafft habe, ist der Staatsanwaltschaft im Ermittlungsverfahren von der Stieftochter des Abgebildeten in einem Fall ausdrücklich bestätigt worden. Da der Vorfall unter Amnestie fiel, hat ihn der Staatsanwalt nicht weiter verfolgt.

Bei dem Bild der Zeugin handelt es sich unbestritten um eine Tierfreundin, die sich für Putzarbeiten in der Klinik anstellen ließ, um auf diese Weise Einblick in die Vorgänge in dem Labor zu erhalten.

Bei den beiden Ärzten, die außer Frau Dr. Struppler abgebildet worden sind, handelt es sich unbestritten um Ärzte, die schon Vivisektionen ausgeführt haben. Unter dem Bild des einen an der Klinik tätigen Arztes stand, daß er für die meisten Vivisektionen dort verantwortlich sei und daß sich die Frage aufdränge, ob alle diese Versuche nur der Erforschung neuer Heilmethoden, wie es das Gesetz vorschreibe, dienen. Die Leser mögen entscheiden, ob eine solche Frage angezeigt ist oder nicht.

Das zweite Bild zeigte einen zur Zeit der Veröffentlichung in Basel tätigen Gerichtsarzt, der in einer Münchener Tageszeitung unter dem Fangwort „Gutes Plätzchen" sich Katzen für Vivisektionszwecke erschlichen hatte. Durch das Eingreifen des Tierschutzvereins wurde er gezwungen, die Katzen wieder zurückzugeben und eine Warnanzeige gegen sich selbst zu veröffentlichen.

Die Reportage der REVUE schloß mit folgender Forderung:

Einschränkung aller Versuche am lebenden Tier auf das unbedingt notwendige Maß. Verschärfung der Bestimmungen des Tierschutzgesetzes vom 24. 11. 1933.

Striktes Verbot der Vivisektion reinrassiger Tiere. Schon der Erwerb reinrassiger Tiere für diesen Zweck muß bestraft werden.

Höhere Tierarten, wie Pferd, Hund, Katze, dürfen zu Routine- und Lehrversuchen nicht verwendet werden.

Häufige unangemeldete Kontrollen unter Mitwirkung der Tierschutzverbände in allen Laboratorien, die für Tierversuche amtlich zugelassen sind.

Freiheitsstrafen für den, der sich durch arglistige Täuschung Tiere für die Vivisektion beschafft.

Diese Forderung hält REVUE auch heute aufrecht. REVUE wiederholt auch die damals gestellte Frage: „Welche Maßnahmen können ergriffen werden, um Hunde und Katzen, diese liebsten Haustiere des Menschen, vor den grausamen Folgen unnötiger Vivisektion zu bewahren."

REVUE schrieb damals und wiederholt heute: vor den grausamen Folgen u n n ö t i g e r Vivisektion. REVUE ist weit davon entfernt, denen zuzustimmen, die die Vivisektion aus grundsätzlichen Erwägungen heraus ablehnen, obschon sich unter den Verfechtern dieser Meinung erlauchte Geister befinden. REVUE vertritt die Ansicht, daß die Vivisektion im Interesse der notwendigen wissenschaftlichen Forschung unerläßlich ist, aber daß alle Versuche von Gewissenhaftigkeit und nicht von Leichtfertigkeit, wie sie Routine und Abgestumpftsein mit sich bringen mögen, diktiert sein müssen. REVUE konnte mit dem damaligen Bericht eigentlich nicht mißverstanden werden, denn es war wörtlich zum Ausdruck gebracht, daß REVUE gegen die A u s w ü c h s e der Vivisektion, nicht aber gegen eine verantwortungsbewußt durchgeführte Vivisektion auftritt.

Wenn REVUE mit dem damaligen Beitrag erreicht hat, daß in dieser oder in anderen Kliniken, gleichgültig in welchen Orten der Bundesrepublik, gesetzliche Kontrollen und die Sorgfaltspflicht wieder zu größerem Recht gekommen sind, so hat der Bericht eine wesentliche Aufgabe im öffentlichen Interesse erfüllt. Es ist menschlich, wenn Ärzte und Hilfspersonal an dieser oder jener Klinik nach dem Bericht versichert haben, bei ihnen sei schon immer alles in bester Ordnung gewesen, um diese Ordnung, die als guter Vorsatz möglicherweise bestanden haben mag, in aller Eile in die Tat umzusetzen. Aber immer wieder schläft das Gewissen ein. Immer wieder muß es wachgerüttelt werden. Deshalb soll auch der heutige Beitrag als Bitte an die Verantwortlichen aufgefaßt werden, darüber zu wachen, daß den gesetzlichen Bestimmungen Genüge getan wird, weil diese gesetzlichen Bestimmungen Ausdruck einer Verpflichtung sind, zu der sich jeder wahre Arzt bekennen wird. Tiere müssen im Dienste des Menschen geopfert werden. Aber wo die Tierliebe mißachtet und geschändet wird, wird zugleich auch die Menschenliebe mißbraucht. Der Arzt, der unter dem Messer nur noch den „Fall" sieht, ist mitverantwortlich für die Vertrauenskrise, die seit Jahren das Verhältnis Arzt—Patient belastet. Der Arzt, der bei dem Tier, an dem er experimentell arbeitet, nur noch einen „interessanten Fall" sieht, läuft Gefahr, daß er bei dem Menschen, den er unter dem Messer hat, auch bald nur noch den „interessanten Fall" vor sich sieht.

Als REVUE in Nr. 13/1954 den Bericht, der so viel Aufsehen erregt hat, veröffentlichte, wollte man nicht wahrhaben, daß Mißstände existieren.

Drei Wochen später brachte REVUE vier Bilder von Lesern, die Beobachtungen bezeugten, aus denen einwandfrei hervorging, daß es Mißstände gab. Eine der Zeuginnen schilderte, wie sie eines Tages aus dem Tor einer Münchener Klinik einen Hund auf die Straße laufen sah, dem aus dem Körper ein Gummischlauch hing, aus dem ständig ein übelriechendes Sekret lief. Eine andere Zeugin schilderte, wie sie die reinrassige Bernhardinerhündin Asta nach einem Tierversuch in erbarmungswürdigem Zustand, mit einer Kette gebunden, in den völlig unzureichenden Unterbringungsräumen im Keller der Klinik fand. Der bekannte Münchner Tierarzt Dr. Alphons Dopfer bezeugte den Vorfall und erreichte durch eine einstweilige Verfügung die Freilassung des Tieres. Es ist interessant, daß dieser Bericht nicht Gegenstand einer prozessualen Auseinandersetzung wurde.

REVUE möchte die Debatte schließen mit den Worten, mit denen Rechtsanwalt Dr. Gritschneder den damals gebrachten zweiten Bericht der REVUE ausklingen ließ:

„Man wird der REVUE nicht verargen dürfen, wenn sie die Bemühungen des Tierschutzgesetzes unterstützt. Sie fordert weiter nichts, als daß mit diesem Gesetz Ernst gemacht wird, sowohl was die gelegentlich vielleicht etwas laxe Ausübung der ausdrücklich vorgeschriebenen behördlichen Aufsicht anlangt, als auch die peinliche Einhaltung der Vivisektionsvorschriften selbst. Daß die REVUE darüber hinaus eine Verbesserung des Gesetzes vorgeschlagen hat und weiterhin vorschlägt, wird man als sehr erfreulich begrüßen dürfen, zumal ja in Bonn ernste und gründliche Beratungen darüber seit längerem im Gange sind.

In einem Zeitalter, das ohnehin genug Verrohung zu beklagen hat, wird man hier nicht leicht zuviel tun können. Handelt es sich doch letztlich nicht um irgendeine tote Sache, mit der man physikalisch-chemische Experimente nach Willkür unternimmt, sondern, wie Franz von Assisi sagt, um ‚Bruder Hund' und ‚Bruder Pferd', um Geschöpfe Gottes."

Die Katze hielt Totenwache

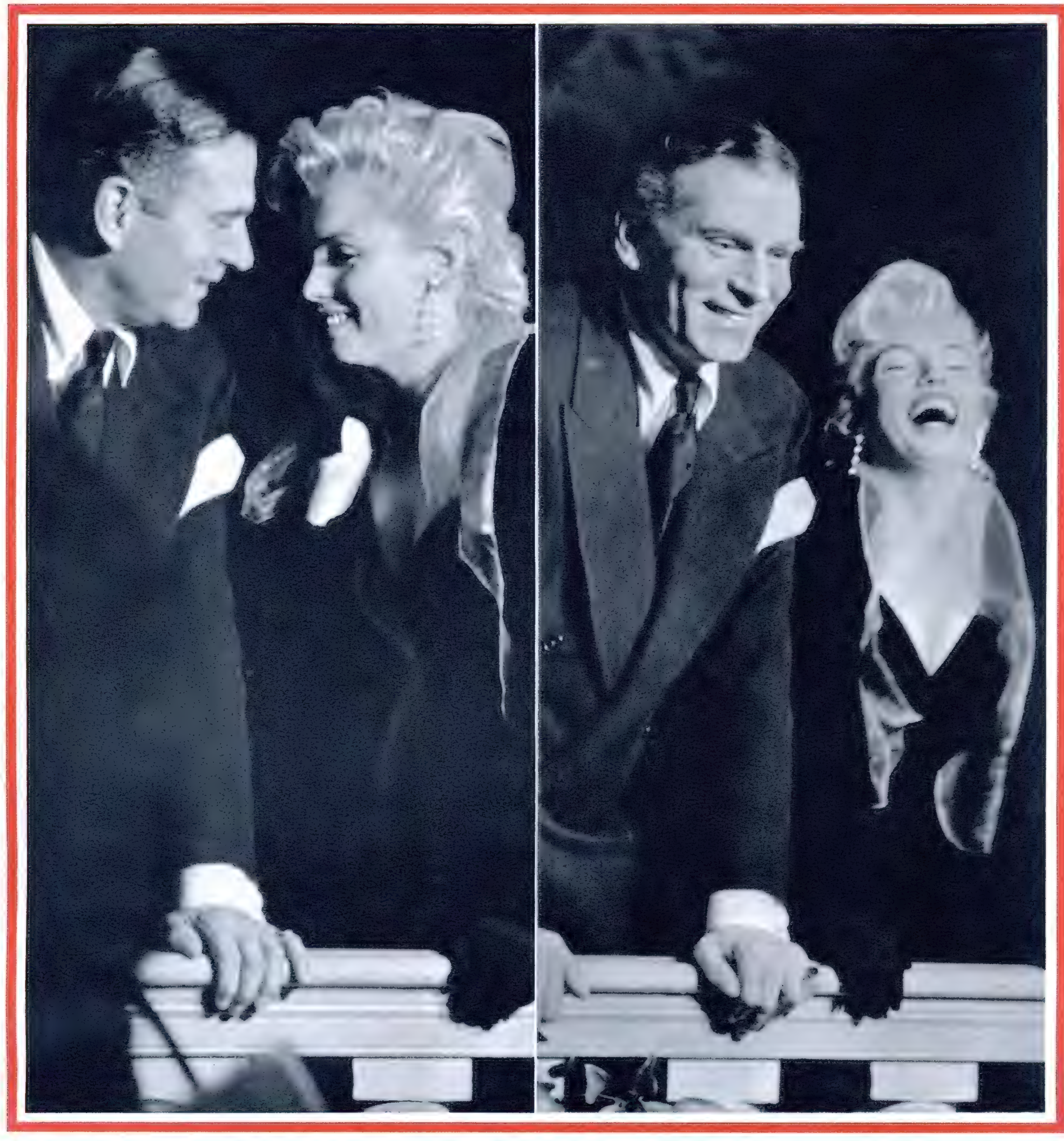
Ein einzigartiges Beispiel von Katzentreue erlebte die Familie Weström in Willensen bei Herzberg. Vor einem Jahr kratzte spätabends eine fremde struppige Katze an der Haustüre, die sich, eingelassen und mit Milch gefüttert, als äußerst scheu erwies. Einen Tag später lief sie davon, kam aber nach zwei Stunden wieder, im Maul ein winziges, erst wenige Tage altes Katzenbaby. Als ihr Junges gut untergebracht war, verendete die brave Katzenmama. Sie hatte Rattengift erwischt. Das kleine Kätzchen „Muschi" wuchs heran und wurde die vertraute Freundin der 10jährigen Marie-Luise (Bild rechts). Elf Monate dauerte diese rührende Freundschaft. Da starb Marie-Luise an einer tückischen Krankheit und mußte von ihren schmerzgebeugten Eltern zu Grabe getragen werden. „Muschi" saß tagelang vor dem Zimmer der toten Marie-Luise und verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Dann verschwand sie. Man fand sie erst nach fünf Tagen wieder: sie saß völlig durchfroren und steif auf dem tief verschneiten Grabhügel, der ihre kleine tote Freundin barg.



Auf dem Grabhügel ihrer Freundin Marie-Luise hielt die Katze „Muschi" fünf Tage und Nächte Totenwache. Die 10jährige Tierfreundin hatte das vierbeinige Waisenkind mit der Flasche aufgezogen und sich dadurch Liebe und Vertrauen des jungen Tieres erworben. „Muschi" folgte Marie-Luise auf Schritt und Tritt und, als das Mädchen plötzlich starb, sogar bis an dessen Grab. Bei 20 Grad Kälte wachte es in einem Schneebett . . .



Mit Gewalt mußte der Bruder der verstorbenen kleinen Marie-Luise die Katze „Muschi" vom tiefverschneiten Grabhügel der Schwester wegholen. Immer wieder suchte die treue Katze den Weg zum Friedhof, immer wieder mußte sie eingefangen und heimgeholt werden. Sie war treu wie ein Hund!



Wie sagen wir's ihnen? Soeben lüftete sich im New Yorker Plaza-Hotel der Vorhang vor einem denkwürdigen Schauspiel: Marilyn Monroe und Sir Laurence Olivier wollen der erwartungsvoll versammelten Presse eine Sensation verraten. Nachdem sich Marilyn Monroe zunächst ausgiebig hatte fotografieren lassen, mahnte Laurence Olivier, zur Sache zu kommen.

Nun ist es heraus, das große Geheimnis: die beiden so verschiedenen Stars haben sich zu einer Gemeinschaftsproduktion zusammengetan, dem Beispiel zahlreicher Stumm- und Tonfilm-Stars folgend, die einmal ohne Bevormundung der „Bosse" künstlerisch tätig sein wollten. Die übermütige Laune der beiden glücklichen Partner steckte auch die überraschten Journalisten an.

Marilyn Monroe hat gut lachen

Mit Laurence Olivier filmt sie in eigener Produktion

Auf einer Pressekonferenz im New Yorker Plaza-Hotel spielte Amerikas Sex-Bombe Nr. 1, Marilyn Monroe, ihren bisher stärksten Trumpf aus, als sie Englands größten Schauspieler, Sir Laurence Olivier, als ihren Geschäftspartner vorstellte. Die Chefin der „Marilyn Monroe Productions Inc." will nämlich in Ko-Produktion mit Sir Laurence das englische Bühnenstück „Der schlafende Prinz" von Terence Rattigan verfilmen. Damit ist die Monroe aus einem langen und harten Kampf mit ihrer Vertragsgesellschaft, der 20th Century Fox, als Siegerin und unabhängige Filmproduzentin hervorgegangen. Hatte die Fox einstmals der Anfängerin 125 Dollar Wochengage gezahlt, so muß sie dem heutigen Weltstar für die nächsten sieben Jahre 7 Millionen Dollar (rund 29 Millionen Mark) garantieren, nur damit Marilyn weiterhin für die Fox filmt. Die Erlaubnis, außerdem pro Jahr einen Film in eigener Produktion drehen zu dürfen, hat sich Marilyn regelrecht erstreikt. Im nächsten Heft lesen Sie:

Reportage: Magnum

DIE HÖCHSTBEZAHLTEN STARS DER WELT

Sind Giraffen stumm?

Wie ein Giraffenkind zur Welt kommt – Zu Fuß von Marseille nach Paris – Wilder Giraffenbulle untersuchte einen Hubschrauber und Autos – Es gibt auch weiße Giraffen

VON DR. BERNHARD GRZIMEK, FRANKFURT

So kam unsere junge Giraffe Thulo am 24. November letzten Jahres im Frankfurter Zoo zur Welt. — Schon seit dem Sommer hatte es immer wieder blinden Alarm gegeben. Da Otto und Lieschen, die beiden Eltern, von jung an zusammenleben, wußten wir nicht, wann es zur Befruchtung gekommen war, und daher natürlich erst recht nicht, wann die Tragzeit von 14½ Monaten um sein würde. Die beiden waren auch heute, zusammen mit dem zweiten halbwüchsigen Giraffenweibchen Lottchen, schon seit frühmorgens draußen in ihrem großen, gitterlosen, nur von einem Graben eingefaßten Freigehege. Wir haben ihnen

Bitte lesen Sie weiter auf ***Seite 36***



Das ist Lieschen mit ihrem Kind Thulo, dessen Geburt Dr. Bernhard Grzimek in seinem heutigen Bericht schildert. Giraffen werden im Stehen geboren. Sie fallen aus über zwei Meter Höhe auf die Erde herab.

Löwen und Giraffen sind nicht die besten Freunde. Aber die Raubtiere haben nur dann eine Chance, die Giraffen zu überwinden, wenn sie aus kurzer Entfernung in buschigem Gelände angreifen. Oft wissen sich die Giraffen wirkungsvoll zu helfen. Mit einem einzigen Beinhieb können sie den Kopf eines Löwen zertrümmern.



Aus fünf Meter Höhe schaut dieser afrikanische Giraffenbulle auf Dr. Grzimek herab. Die höchsten Tiere der Erde neigen von Natur aus sehr dazu, sich mit einem Leben in der Obhut des Menschen abzufinden und zahm zu werden

Mit der Gewalt von tausend Wasserstoffbomben vollzog sich Ende Februar die größte bisher beobachtete Explosion auf der Sonnenoberfläche. Alles Leben auf der Erde wurde davon beeinflußt.

Der Sommer wird brüllend heiß!

Ungewöhnliche Explosionen haben sich dieser Tage auf der Sonnenoberfläche abgespielt. Der Funkverkehr auf der Erde war gestört. Die kosmische Strahlung war stark wie kaum je zuvor. REVUE hat Professor Dr. Karl Otto Kiepenheuer, den Freiburger Astrophysiker von internationalem Ruf, aufgesucht und ihn gefragt: „Beeinflussen die Sonnenflecken und die Explosionen auf der Sonne unser Wetter?" Er sagte: „Passen Sie auf, wir kriegen nach diesen ungewöhnlichen Frostwochen einen brüllend heißen Sommer!" Das Fraunhofer Institut in Freiburg erhält Tag und Nacht von allen Observatorien der Erde, auch aus dem sowjetischen Machtbereich, die Meldungen über lückenlose Beobachtungsergebnisse.

REVUE-Bericht
von Dr. Walter Kunze und Leif Geiges



Als „Sonnenspezialist" kennt man Prof. Kiepenheuer auf allen Observatorien der Erde. Er prophezeit einen „brüllend heißen Sommer".



Durch die Wolken kann man im Freiburger Institut mit dem neuen Radioteleskop die Sonne beobachten. Das Gerät, das erst auf Grund neuester Forschung entwickelt wurde, entspricht ungefähr dem Radar. Es ist ein Tastgerät, das die Strahlungen radioelektrisch aufnimmt.

Graf Helldorf und die Tänzerin

Kronzeuge Linge berichtet über die Großzügigkeit Hitlers mit Geschenken und seine Gewohnheit, Pistole und Reitpeitsche zu tragen – Der Ehrgeiz eines hohen SA-Führers

UNSERE MEINUNG:

Zwei Tatsachen in Kronzeuge Linges Bericht glaubt REVUE heute beleuchten zu müssen — Hitlers Bemerkung über die Juden und seine Einstellung zur Astrologie.

Auf die erschreckende Infantilität, daß Hitler eine Reitpeitsche trug, um es den Juden zu „zeigen" — die, hingerichtet, vertrieben oder in Konzentrationslagern, nichts „sehen" konnten — glauben wir nicht eingehen zu müssen. Dagegen entkräftet Linges Bericht die wiederholt lautgewordene Meinung, Hitler habe von der Behandlung der Juden nichts, oder nicht alles, gewußt. Daß Hitler dafür verantwortlich war, beweisen neben Linge:

- **die Aussage Kaltenbrunners in Nürnberg, wonach ihn Hitler im Jahre 1943 fragte, „warum es noch einen Juden in Deutschland gibt";**
- **die Aussage der Sekretärin von Goebbels, wonach Hitler seinem Propagandachef erklärte, die Juden müßten „ausgerottet" werden, da ihre „Verschickung nicht mehr genüge";**
- **die Aussage des in Landsberg hingerichteten Otto Pohl, wonach Hitler die Weisungen an Himmler in der Judenfrage „persönlich gegeben" habe.**

Völlig überraschend ist die Erklärung Linges, wonach Hitler das ihm vorgelegte Horoskop als ein „Zeug" bezeichnet habe, das er „nicht lesen" wolle. Gerade in dieser sehr persönlichen Frage — Aberglauben ist ein persönlicher Irrglaube — müssen wir Linges Deutung als maßgebend akzeptieren. Wir wissen jedoch:

- **daß der Generalstab einen Astrologen anstellte: der britische Generalstab hat sogar Louis de Wohl mit der Überprüfung dieser Gutachten betraut;**
- **daß die katastrophale Weihnachtsoffensive Rundstedts im Jahre 1944 nicht zuletzt auf Grund von Horoskopen gestartet wurde;**
- **daß die Sterndeuter die Normandie-Landung im Juni 1944 für „unmöglich" hielten.**

Schlimmer, als die Tatsache gewesen wäre, daß ein Mann weltgeschichtliche Entscheidungen auf Grund von Horoskopen fällt, ist die Erkenntnis, daß wir Männern anvertraut waren, die Millionen Soldaten auf Grund von „Weisungen" aus dem Weltall in den Tod schickten. **REVUE**

Hitler hatte niemals Geld bei sich. Er brauchte es auch nicht, denn alles, was nötig war, wurde vorher besorgt, für Einkäufe oder Bezahlungen irgendwelcher Art gab es niemals eine Gelegenheit. So brauchte ich selber auch niemals Geld in der Tasche zu haben. Auf Befehl des „Führers" bekam ich ein Gehalt, das dem eines Generals entsprach. Außerdem machte Hitler mir häufig Geschenke — reiche Geschenke —, zum Beispiel, wenn ich Geburtstag hatte, aber auch zum Geburtstag meiner Frau, zu Weihnachten, zu Neujahr oder zu den Geburtstagen meiner beiden Söhne Peter und Dieter, deren Patenonkel Hitler war. Später bekam auch meine jetzt zwölfjährige Tochter Anke immer etwas zum Geburtstag von ihm.

Geld spielte für mich keine Rolle. Ich hatte ja alles, was ich brauchte. Ich hatte das, was man „freie Station" nennt. Kleidung, Lebensmittel, Wohnung und alle die Aufwendungen, die meine Frau und meine Kinder brauchten, wurden erstattet. Für alles war gesorgt.

Diese großzügige Vorsorge, die Hitler für sein Personal walten ließ, zeigt aber nur die eine Seite seiner Persönlichkeit. Der Mann, der meiner Frau und meinen Kindern kostbare Geschenke machte, hatte immer eine Pistole in der Tasche, auch vor dem Kriege. Und außerdem führte er fast immer eine Reitpeitsche mit sich. Diese hatte einen silbernen Knopf, in den Hitlers Name eingraviert war. Der „Führer" hat mir erzählt, daß er diese Peitsche schon seit der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg besaß.

Er gab mir für diese Gewohnheit, immer die Reitpeitsche zur Hand zu haben, die folgende Erklärung: „Bevor ich der Führer der Deutschen wurde, nahm ich die Peitsche, um mir durch den feindlichen Mob den Weg zu bahnen. Heute ist die Reitpeitsche für mich ein Symbol. Wenn die Juden mich heute mit der Peitsche sehen, werden sie erkennen, daß ich es in der Hand habe, sie niederzuhalten."

Dies war die andere Seite seiner Persönlichkeit...

Es wurde erzählt, daß Hitler sich auf Hellseher verlassen habe. Das ist — ich weiß es — nicht wahr. Aber es kann sein, daß er selber zu diesen Gerüchten beigetragen hat, denn er erzählte auch mir ein paarmal, wie er im Jahre 1923 auf dem Lande einer Zigeunerin begegnet sei, die ihm prophezeite, er werde zehn Jahre später in Deutschland große Macht haben.

Sobald Hitler auf diese Episode zu sprechen kam, fügte er hinzu: „Ich war auf dieses Zigeunerweib wütend. Denn damals war ich überzeugt, daß ich viel früher in Deutschland an die Macht kommen würde. Jetzt möchte ich jene Zigeunerin gern wiederfinden und belohnen."

Ich erinnere mich auch noch, wie böse Hitler wurde, als eines Tages Goebbels zu ihm kam und ihm ein Horoskop vorlegte, das speziell für den „Führer" angefertigt worden war. Die Vorhersage des Astrologen war in einer schwedischen Zeitung abgedruckt worden, und Goebbels hatte es sorgfältig ausgeschnitten, um es Hitler zu überreichen. Er hatte wohl geglaubt, daß Hitler sich darüber amüsieren würde. Aber das Gegenteil trat ein. Der „Führer" gab dem „Doktor" das Horoskop sofort zurück und sagte brüsk:

„Ich will dieses Zeug nicht lesen." Damit war die Angelegenheit erledigt.

„Wir sind Renaissancemenschen"

Als Entschuldigung für Mißstände im Dritten Reich wurde — oft mit Ironie — immer wieder der Satz ausgesprochen: „Wenn das der Führer wüßte..." Daß der „Führer" mehr wußte, als man allgemein annahm, steht nach Linges Aufzeichnungen fest. So mußte ihm auch vieles aus dem Privatleben seiner maßgeblichen Ratgeber, Reichsleiter, Minister, SA- und SS-Führer bekannt sein. Einer der prominentesten von ihnen war der Berliner Polizeipräsident Graf Helldorf. In Ergänzung des Linge-Berichtes schildert REVUE nachstehend das Leben dieses „Renaissance-Menschen" bis zu seiner Hinrichtung.

Wolf Graf von Helldorf verdankte Glanz und Elend seines Lebens der großen Leidenschaft für Damen jeglicher Haarfarbe und jeden Alters, für Damen ohne Zukunft, doch mit Vergangenheit. Mit dem empörten Rascheln der Dessous einer jungen Bühnenkünstlerin begann die Karriere dieses Mannes, der neun Jahre hindurch Polizeipräsident von Berlin war, Wächter über Sitte und Sicherheit der Reichshauptstadt. Und als die Zeit zu Ende war, da endete diese Karriere im Zwielicht einer Atmosphäre, die durchzogen war vom schweren Parfüm und den versierten Gesten einer verblühten und eleganten Endvierzigerin.

Zwei Monate waren vergangen nach der Machtübernahme Hitlers im Jahre 1933, da fand im Hotel „Kaiserhof" in Berlin eine andere Machtübernahme statt. Am 30. März 1933 war der große Saal dieses Prominentenhotels festlich geschmückt; an allen Plätzen lagen Tischkarten; mit einem großen Hoheitsadler war eine Wandseite dekoriert. Aber nicht die Namen jener Prominenz, die zu Beginn des Dritten Reichs in aller Munde war, zeigten die Tischkarten; die nicht minder bekannten Namen der Schauspieler, Regisseure und Produzenten des deutschen Films hatten sich hier versammelt. Noch saßen sie hier so, wie sie sich vom Beruf und von der Arbeit her kannten, Ucicky und Bolvary, Fritz Lang und Thea von Harbou, Otto Gebühr und Willy Fritsch, Martha Eggert, Jan Kiepura, Gitta Alpar, Marianne Hoppe, Zarah Leander, Hilde Hildebrand, Heinrich George, Theodor Loos, Else Elster, Renate Müller, Ilse Werner...

Sie sitzen, reden und klatschen wie sonst, wenn sie sich in der Kantine in Babelsberg treffen oder im Künstlerklub, aber doch hängt eine Spannung zwischen ihnen, eine nervöse Spannung...

Man ist hier eingeladen, man ist zu Gast; aber man ist zu Gast bei jenem Mann, der Doktor Goebbels heißt, Gauleiter von Berlin ist und Reichspropagandaminister. Und als Reichspropagandaminister gibt dieser Dr. Goebbels an diesem Abend sein Debüt vor den „Filmschaffenden", wie sie nun heißen.

Pünktlich um acht Uhr hört man draußen das Klappen der Absätze. Dann tritt in diesen Kreis der Filmstars der Mann, der ihre Zukunft bestimmen wird — Doktor Goebbels. Alle Köpfe wenden sich ihm zu, als er zu sprechen beginnt. Aber die Augen der Frauen heften sich verstohlen auf ein anderes Gesicht — die Züge eines großgewachsenen Mannes in Uniform und mit vielen Kriegsauszeichnungen, der die Versammelten mit einem merkwürdig ironischen Ausdruck seines hochmütigen Gesichtes mustert. Und die kleine Tanzakrobatin vom Metropol-Theater, die neben ihrer berühmten Kollegin Gitta Alpar sitzt, fragt leise:

„Wer ist das?"

Gitta Alpar weiß, wer das ist. Sie hat diesen Mann einmal erlebt, wie er auf dem Kurfürstendamm die SA kommandierte, und sie weiß, wie anders dieses Gesicht dann aussehen kann, als jetzt vor Seide und Sekt. Besorgt betrachtet sie die Kleine, die sich einen amerikanischen Künstlernamen zugelegt hat, weil sie aus Berlin-Moabit stammt, und Gittas Mundwinkel zucken flüchtig, als sie Auskunft gibt:

„Das ist Graf Helldorf, der Berliner SA-Führer."

Die Ohren der kleinen Tänzerin überhören die Warnung in diesen Worten; gebannt hängen ihre Augen am Gesicht des Grafen, neugierig und glänzend, als der jetzt herüberschaut. Einen Augenblick kreuzen sich die Blicke — dann funkeln auch Helldorfs Augen, und aufmerksam betrachtet er das Mädchen, ehe er den Kopf abwendet und der Blick weiterspringt auf andere Frauen.

„Wir sind Renaissancemenschen...", ruft Goebbels jetzt aus. Unbewußt nickt der Graf bei diesem Satz. Ja, er ist ein Renaissancemensch, und vor seinen Blikken paradieren die schönen und attraktiven Frauen.

Damals, Anfang 1933, ist der Kampf der „neuen Herren" entbrannt um „den Salon". Der neue Reichskanzler liebt die Gesellschaft schöner Frauen. Das weiß Goebbels, das weiß Göring, das weiß Röhm. Jeder von ihnen versucht, diese Passion für sich auszunutzen, und jeder versucht es auf seine Weise. Göring am

Bitte lesen Sie weiter auf ***Seite 26***

ASTOR
Waldorf-Astoria
Cigaretten

Das führende Hotel der Vereinigten Staaten, das WALDORF=ASTORIA in New York, ist eine Stadt für sich, in der man sein ganzes Leben höchst angenehm zubringen könnte. Marktplatz dieser Gemeinde des guten Lebens ist die teppichbelegte Große Halle, mit ihren Büros, Läden, weichen Ruhebänken unter Palmen ... Auf einer großen Wegweiser=Tafel unterrichtet man sich täglich über Empfänge, Kongresse, Banketts, Bälle, Konzerte, Hochzeiten — über die bis zu 25 Großveranstaltungen, die das WALDORF=ASTORIA zum Festsaal der Nation machen.



Sünde wider die Liebe

Roman einer großen Versuchung von HANS KADES / Für REVUE bearbeitet



Zeichnung: Aigner

Eine neue, erregende Begegnung: Marina wird von einem glänzend aussehenden jungen Mann in den Wirbel der Tanzenden gerissen ...

Rolf Meyberg, der wohlhabende Chef eines Filmverleihs, hat ein bezauberndes junges Mädchen geheiratet: Marina. Es scheint, daß sie füreinander geschaffen sind. Marina will von den Männern nichts wissen, denn sie hat als junges Mädchen mitansehen müssen, wie ihre Mutter in Berlin von Russen vergewaltigt und zu Tode gequält wurde. Und Rolf wurde im Dritten Reich sterilisiert — mehr als das: er wurde so schlecht operiert, daß er eheuntauglich ist. Die Ehe zwischen Rolf und Marina ist glücklich. Sie verstehen einander, sie haben denselben Geschmack, dieselben Interessen, dieselben Freunde. Aber schon nach einem Jahr beobachtet Rolf an Marina eine gefährliche Unruhe. Ihm wird klar: sie muß ein Kind haben. Er spricht mit dem Frauenarzt Dr. Trautmann, der Marina wegen einer harmlosen Erkältung schon früher behandelt hat, über die Möglichkeit einer künstlichen Befruchtung. Dr. Trautmann ist bereit, den Eingriff vorzunehmen, vorausgesetzt, daß Meyberg den „biologischen Vater" stellt. Das erscheint zunächst hoffnungslos — bis Rolf zufällig auf den Psychiater Dr. Torsten stößt, den Arzt, der einst durch sein Gutachten Rolf Meybergs Sterilisation veranlaßte. Unter dem Druck der Situation ist Torsten bereit, den Spender zu vermitteln. So wird Marina mit Hilfe der Wissenschaft Mutter. Sie ist glücklich. Und auch Rolf ist glücklich. Beate ist sein Kind. Er sieht in dem kleinen Geschöpf sein Ebenbild. Beate, das Kind, beherrscht das ganze Haus. Aber Marinas Lebenshunger ist noch nicht befriedigt. Als Beate zwei Jahre alt ist, geht Marina auf ein Faschingsfest, bei dem ihr Mann erst später erscheint. Rolf erkennt seine Frau plötzlich in den Armen eines schwarzhaarigen Teufels, der sie inbrünstig umarmt.

Wie hast du dich amüsiert?"

Rolf Meyberg konnte seine Bitterkeit nicht verbergen, so sehr er sich auch um einen leichten Ton bemühte. In Gedanken hörte er noch immer Dr. Trautmann: „Bei ungeweckten Frauen bewirkt oft schon das erste Kind die Veränderung. Mit einem Schlag wachen sie auf! Alle normalen Funktionen setzen ein." Mit diesen Worten hatte der Arzt ihn heute nacht zu trösten versucht, als er Marina in den Armen eines anderen gesehen hatte.

Rolf saß mit Marina, die sich wie eine verschlafene Katze in ihren Sessel kuschelte, am Frühstückstisch.

Vor vier Stunden, um sechs Uhr, waren sie erst nach Hause gekommen. Auf

Fortsetzung übernächste Seite

Wohltuende ~~elektrische~~ Kräfte

elektrische

im Dienste der Hausfrau



Hören Sie es knistern?

Vernehmen Sie manchmal beim Kämmen ein geheimnisvolles Knistern? Im Spiegel erkennen Sie, daß der Kamm Ihre Haare anzieht.

Pre wäscht *einfacher* denn je!

Überall in der Natur sind wohltuende elektrische Kräfte am Werk. Wir sehen sie nicht, wir spüren sie nicht — und doch sind sie da. Die Wissenschaftler, die Pril entwickelten, haben es fertiggebracht, diese Kräfte bewußt in den Dienst der Hausfrau zu stellen: Wohltuende elektrische Kräfte helfen der Hausfrau beim Waschen mit Pre. Es grenzt ans Wunderbare: Mühelos und schonend wird der Schmutz gründlich von der Wäsche gelöst, ohne die Faser zu beanspruchen. Spielend leicht stößt das Gewebe alle Schmutzteilchen ab, so daß die „flinke Waschflotte" sie sicher wegschaffen kann.



Sie weiß, warum sein Hemd so weiß ist.
Er strahlt und macht ihr Komplimente.
Wollen Sie, daß Ihr Mann auch so strahlt? Dann nutzen Sie die Vorteile, die Pre Ihnen bietet:
Einfach, mühelos, so sauber und schonend wie möglich: so wäscht das moderne Waschmittel Pre.

Gewinnen Sie Zeit,
schonen Sie Ihre kostbare Wäsche und vor allen Dingen Ihre eigenen Kräfte durch Pre. Sie brauchen die Wäsche nur noch einzulegen statt einzuweichen, einfach aufzukochen und 15 Minuten ziehen zu lassen und mit klarem Wasser zu spülen – also
ohne Einweichmittel,
ohne langes Kochen,
ohne Spülmittel!
Die wohltuenden elektrischen Kräfte der Natur sind bei Pre verstärkt in Ihre Dienste gestellt:



Dieses kleine Beispiel zeigt, welche unsichtbaren Naturkräfte um uns herum tätig sind. Ähnlich wirken diese wohltuenden elektrischen Kräfte auch beim Waschen mit Pre. Sie sorgen dafür, daß die Schmutzteilchen ohne langes Reiben vom Gewebe getrennt werden, so daß die „flinke Waschflotte" sie festhalten und forttragen kann.

Umfangreiche Untersuchungen in eigenen und neutralen Laboratorien haben die milde Wirkung von Pre bewiesen, das selbst bei stärkerer Verschmutzung Ihre kostbare Wäsche nicht beansprucht.

Waschen Sie mit Pre
einfacher
und schonender
denn je!

Doppelpaket 98 Pf



E 43

Pre kommt aus dem Fewa-Werk - ein neuer Fortschritt im Dienste der Hausfrau

der Heimfahrt im Wagen war zwischen Rolf und Marina kein Wort gesprochen worden.

Statt ihm zu antworten, blinzelte Marina jetzt ihren Mann aus schmalen Augen an.

„Du hast Geschmack an der Sache gefunden", fügte Rolf hinzu.

Flüchtige Röte überzog Marinas Gesicht.

„Es war ganz nett", sagte sie obenhin und schenkte Rolf Tee ein, „es war doch ein gelungenes Fest, findest du nicht auch?"

„Für dich war es ohne Zweifel gelungen."

„Für dich nicht?"

„Du hast dich herzlich wenig um mich gekümmert, Marina!"

„Du lieber Himmel ... Es war doch schließlich Fasching ... Wie schmeckt dir der Tee? Hab' ich's dem Mädchen endlich beigebracht?"

„Ausgezeichnet ... Ich muß dich etwas fragen, Marina. Da, komm, nimm eine Zigarette. Es ist etwas Ernstes."

Marina nahm die Zigarette und zündete sie umständlich an.

„Mußt du nicht ins Büro? Es ist bald elf."

„Ich muß etwas mit dir besprechen, Kind. Nicht weil du heute nacht mit dem Teufel getanzt hast. Du bist schon seit einiger Zeit nicht mehr so ruhig und ausgeglichen wie früher. Das ist unverkennbar. Du liebst Beate, gewiß. Aber das Kind allein reicht dir nicht mehr. Du bist verändert. Du leidest."

„So, ich leide?" fragte sie. „Mag sein, daß ich mich zur Zeit nicht so wohl fühle wie sonst. Das geht vorüber. Man ist nicht immer in der gleichen Verfassung."

„Nein, ich glaube nicht, daß es das ist. Wir wollen doch nicht drum herumreden."

„Du spielst also doch auf heute nacht an. Du findest, daß ich mich nicht richtig benommen habe. Ich war nicht anders wie andere Frauen."

„Ich möchte dich nicht mit anderen Frauen vergleichen, weil du bis jetzt unvergleichbar für mich warst."

„Ach, Liebster ... Es ist nicht leicht, eine Frau zu sein."

Rolf wußte, daß der Satz hätte lauten müssen: ‚Es ist nicht leicht, d e i n e Frau zu sein.' Das war die Wahrheit. Das hatte sie sagen wollen; und hatte es nicht gesagt, weil sie Mitleid mit ihm hatte.

Sie schwiegen lange Zeit. Im Zimmer, im ganzen Haus und im Garten war es still. Das Mädchen war mit Beate spazierengegangen.

Marina hatte eine kleine Stimme, als sie fragte:

„Wollen wir nicht etwas trinken? Einen Martini? Ich nehme einen Wermut."

Rolf ließ es sich gern gefallen, daß Marina ihn so fürsorglich bediente. Unvermittelt sagte er:

„Du wirst Beate nicht vergessen."

Marina zuckte zusammen:

„Ich Beate vergessen? Siehst du, was du mir jetzt alles zutraust, weil ich dich einmal im Fasching für ein paar Stunden vergessen habe."

Rolf bemühte sich zu lächeln; er spürte, wie weh es ihm tat.

„So fängt es an: erst ich, dann du, dann Beate. — Du mußt immer daran denken, Marina. Versprich es mir!"

Marina sah ihren Mann schweigend an. Langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Rolf zog Marina in seine Arme. Schluchzend klammerte sie sich an ihn.

* * *

Die kleine Beate entwickelte sich zu einem ganz besonderen Kind.

Sie war jetzt zwei Jahre alt, war reizend gewachsen, hatte entzückende Bewegungen und ein so bezauberndes Köpfchen, daß ihre Mutter es immer wieder betrachten mußte. Glänzende graublaue Augen, volles kastanienbraunes Haar.

Aber dies alles hätte Marina nicht so fasziniert, wenn dazu nicht ein auffallend liebenswürdiger Charakter gekommen wäre.

Beate war ein Engel an Bescheidenheit. Ihre Heiterkeit, aber auch ihr Mitgefühl waren frühzeitig ausgeprägt. Sie war ihrer Mutter innig zugetan und ohne jene zappelige Nervosität, die Kinder reicher Eltern oft so unausstehlich werden läßt.

Marina liebte Beate, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Sie war voll zärtlicher Anteilnahme am Denken und Fühlen des geliebten Wesens, das sie immer wieder wie ein Wunder empfand, das sich an ihr vollzogen hatte. Sie erstaunte vor der Fülle und Vielfalt des Lebens, das vor ihren Augen heranwuchs. Dieses Gefühl machte sie demütig und glücklich zugleich.

Das Faschingserlebnis war vergessen.

Der Frühling kam mit seinen Blüten. Marina und Beate gingen durch den großen Garten, wanderten durch das Flußtal und entdeckten die Geheimnisse der neuen Jahreszeit.

Für Marina wäre es die schönste Zeit ihres Lebens gewesen, wenn nicht etwas gefehlt hätte, was sie jetzt mit einer leise quälenden, niemals abzuschüttelnden Unzufriedenheit erfüllte. Einer Unzufriedenheit, die sie sich übelnahm, wenn sie an Beate dachte.

Oft und lange grübelte Marina über sich nach. Sie suchte Ablenkung in Konzerten und Trost in Büchern.

Liebesromane, die sie früher nicht interessiert hatten, erfüllten sie auf einmal mit prickelnder Spannung.

* * *

Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Beate war jetzt drei Jahre alt. Und noch süßer. Noch origineller. Marina war auch ein Jahr älter geworden. Ihre Schönheit hatte sich vervollkommnet.

Wieder ist Fasching. Wieder ist Ballsaison. Einer der Höhepunkte: der Filmball. Ein Fest, an dem Meyberg als einer der bedeutendsten Filmverleihchefs selbstverständlich teilzunehmen hat. Marina, in einem Modellkleid von Müller-Carell, war einer der Magneten für die Bildreporter der großen Illustrierten.

Für dieses Ereignis, auf das sie sich seit Wochen gefreut hatte, war Marina auch seelisch vorbereitet. Sie genoß es, sich bewundern zu lassen. Sie freute sich daran, daß die berühmten Kollegen ihres Mannes, die Produktionschefs, die Regisseure und männlichen Stars, ihr huldigten, ihr Komplimente machten, ihre verführerische Erscheinung bewunderten. Wiederholt wurde sie gefragt, ob ihr Mann denn keine Augen im Kopf habe. Er hätte sie doch längst für den Film entdecken müssen. Wie sie es ertragen könnte, mit der Rolle einer Hausfrau zufrieden zu sein.

Sie wiegte sich beim Walzer im Arm eines Film-Don-Juans. Sie glitt im Tangoschritt, geführt von einem aus Paris zum Fest gekommenen Meisterregisseur, berühmt durch seine Filme und Affären, über das Parkett. Sie fand sich mit Temperament und Leichtigkeit in die erregenden Rhythmen eines heißen Mambo, für den sie ein zu junger Promi-



„Mir ist so langweilig, Egon, ich werde ins Kino gehen!"

nenz aufgestiegener Schlagersänger engagiert hatte. Wenn sie in den kurzen Tanzpausen, noch etwas benommen, an der Seite Rolfs in der Loge saß, fühlte sie sich geschmeichelt, daß von allen Seiten die Sektgläser auf ihr Wohl geleert wurden. Und auch Rolf empfand es als Auszeichnung, daß seine strahlend schöne junge Frau in dieser Weise hofiert wurde. Wie stolz war er, nicht nur selber erfolgreich und prominent zu sein, sondern auch am Glanz seiner begehrten Frau teilzuhaben.

In den Nebenlogen und unter den Vorbeiflanierenden war Marina Meyberg Gesprächsstoff Nummer eins. Manche Filmdiva fand jetzt die so lange vergeblich gesuchte Erklärung dafür, warum Rolf Meyberg kein Auge für ihre Reize gehabt, warum er manchem ermunternden Blick keine Beachtung geschenkt hatte. Bei dieser Frau — kein Wunder!

Marina tanzte fast pausenlos.

Sie war vom Tanz in die Loge zu ihrem Mann zurückgekehrt und applaudiert jetzt, hingerissen vom Rausch der Farben und Töne, dem Staatsopernballett, das mit den ersten Takten aus Smetanas „Verkaufter Braut" auftritt. Marina hat ihren Kopf an Rolfs rechte Schulter gelehnt. Sie überläßt sich ganz dem Zauber dieser in Musik und Bewegung aufgelösten Sinnenfreude.

Den brausenden Jubel des Schlußbeifalls übertönen sofort die mit heißer Musik einfallenden Trompeten, Klarinetten und Saxophone. Die großen Abendkleider und Fräcke verlieren ihre konventionelle Haltung. Auf dem Parkett zuckt es, wirbelt es, stampft es, kocht es in den hämmernden Rhythmen: Raspa, Bebop, Mambo, Samba, Boogie-Woogie.

Marina wird von einem glänzend aussehenden jungen Beau in den Taumel der Tanzenden gerissen und erweist sich unter seiner gewalttätigen Führung als eine Beboptänzerin von artistischem Format. Sie kennt sich selbst nicht wieder.

Als er die Atemlose zu ihrem Platz zurückführt, ist die Loge leer. Meyberg hat sich inzwischen von seinen Produzenten an die Bar entführen lassen. Auch in dieser Nacht ist er nicht nur Privatmann.

Der junge, feurige Tänzer überredet Marina dazu, in der Schwemme mit ihm ein paar Weißwürste zu essen. Und zieht sie rasch durch die Gänge, die Treppe hinunter. Er führt sie in eine versteckte Nische, trinkt ihr zu:

„Auf unser Wiedersehn!"

Marina stutzt.

„Erkennen Sie mich nicht?"

Sie betrachtet ihn genau und voller Argwohn. Und jetzt erschrickt sie:

„Der Teufel!"

„Christian Hoffmeister", stellt er sich vor.

Anton Haras beginnt seinen berühmten „Vierten Mann" zu zithern. Christian tanzt mit Marina. Dunkle Augen, heiße Blicke, Seufzer, Lippen. Ihr Widerstand läßt nach.

Als sie von Christian in die Nische zurückgeführt wird, wehrt sie sich, erschöpft und selig, nicht länger gegen seine Zärtlichkeit.

„Ich muß zu meinem Mann zurück." Marina greift zur Puderdose und dem Lippenstift.

Bevor sie aus dem Halbdunkel der Schwemme in das strahlende Licht des Ballsaales zurückkehrt, bittet Christian sie um ihre Telefonnummer.

* * *

Als Christian einige Tage später anrief, bekam sie Herzklopfen. Das ärgerte sie. Aber sie hatte keine Gewalt darüber.

Er schlug ihr als Treffpunkt ein Lokal in der Stadt vor. Sie jedoch lud ihn ein, mit ihr im Wagen hinauszufahren.

In Seeshaupt tranken sie Kaffee. Niemand konnte sie sehen. Sie waren die einzigen Gäste in dem Café am See. Das Wasser lag grau und öde da. Die Möwen darüber waren eine einzige Klage winterlicher Verlassenheit.

Christian war tadellos angezogen. Marina hatte sich für dieses erste Rendezvous seit so viel Jahren besonders schön gemacht.

Christian erzählte viel. Von den Rollen, die er in kleinen Theatern gespielt hatte, und von den Rollen, die er an großen Theatern spielen wollte. Nach

*Bitte lesen Sie weiter auf **Seite 34***

Nimm deine Sterne in die Hand

Der neue astrologische Tatsachenbericht von Curt Rieß

mit Berichten von Hans Rudolf Berndorff, Hans G. Kernmayr, K. Kränzlein-in der Beek, Dr. W. Kunze, Roderich Menzel, Joachim Murat, W. W. Parth, F. J. Pootmann, Rudolf Roth, Anton Sailer und Benno Wundshammer



MIT DEM BEISTAND DER STERNE wurden die Schauspielerkollegen und Beinahe-Namensvettern Nadja Tiller und Walter Giller ein Paar. Wie sich der glaubensfeste Walter und die skeptische Nadja vor der Kamera verlobten, und wie Walter ein Horoskop falsch auslegte, um drei Jahre später umso verblüffter dessen Richtigkeit festzustellen, erzählt der heutige REVUE-Bericht.

Wie ein „Diener Gottes von einer Königin in Fesseln geschlagen" wurde, wie Nadja Tiller und Walter Giller Hochzeit nach dem Horoskop eines Esels hielten, der keiner war: das wird in dieser Folge geschildert. Zuvor aber ist noch von jenem anderen Hochzeitstag zu berichten, den auf den 20. Juli zu legen die Münchner Astrologin Friedl Fellner den Bräutigam Werner Schatte so dringend gewarnt hatte: „Sie haben sich Ihren Hochzeitstag wohl anders vorgestellt . . ."

Es kommt der 20. Juli.

Werner Schatte fährt aus dem tiefsten Schlaf hoch. Hat es nicht geläutet. Da, wieder die Wohnungsglocke. Schlaftrunken springt er auf. Noch im Pyjama empfängt er einen Fahrer seiner Firma, der einen dringenden Auftrag hat und sofort die Papiere braucht. Sie fahren ins Geschäft. Es ist gerade 5 Uhr morgens. Herr Schatte muß flüchtig daran denken, daß er heute Hochzeit hat. Das fängt ja gut an! Kaum ist der Fahrer mit den Papieren verschwunden, da kommt der große Lastwagenzug. Arbeit über Arbeit. Herr Schatte telefoniert, redet, rechnet, blättert . . . Sein Freund taucht auf: „Mensch, höchste Zeit. Zum Standesamt!"

„Ja, ja, komme schon."

Sie rasen heim. Herr Schatte hat die Büros abgeschlossen. Sie holen Josefa ab. Trauung. Fotografieren: Bitte, recht freundlich! Die jungen Eheleute müssen lachen, zum letztenmal an diesem Tag. „Im Geschäft sehen wir uns wieder!" ruft Herr Schatte noch. Sie winkt zurück.

Als Josefa später ins Geschäft kommt, ist dort der Teufel los. Brüllende Männerstimmen. Man kann sie deutlich unterscheiden. Ihr Mann, der Chef und . . . der Revisor aus der Zentrale in Coburg, der unangemeldet zur Buchprüfung gekommen ist und das Geschäft geschlossen vorfand. Nach den ersten Aufregungen, bei denen Worte wie „Saustall" und „Entlassung" nur so durch den Raum schwirren, geht es erst recht los.

Die frisch getraute Frau Schatte ist in der Buchhaltung tätig. Der Revisor wankt und weicht nicht bis abends neun Uhr. Gegen 22 Uhr kommt sie todmüde nach Hause und wartet auf ihren Mann. Doch vergeblich. Sie fühlt, schon im Bette, daß sie eigentlich Hunger hat, doch bevor ihr einfallen kann, daß es heute nicht einmal ein Mittagessen gab, ist sie schon eingeschlafen.

Und so hört sie gar nicht mehr, daß nachts zwei Uhr die Wohnungstür geht und Werner endlich aus dem Geschäft heimkommt. Er wirft einen Blick auf seine schlafende Frau. Unwillkürlich denkt er an Frau Fellner. „Das war also mein Hochzeitstag!"

Geld vom Himmel

„Ich weiß nicht, Herr Schatte", sagt eines Tages Friedl Fellner, „aber im Oktober ist etwas fällig. Wenn ich Sie nicht schon so gut kennen würde, möchte ich sagen, Sie werden sich selbständig machen wollen. Jedenfalls gibt es eine einschneidende Veränderung, die heranreifen muß. Ende Dezember werden Sie wahrscheinlich umziehen, vermutlich nach auswärts. Und . . . nein, es ist schon so. Im nächsten Frühjahr, also 1955, haben Sie ein eigenes Unternehmen. Aber bis März müssen Sie warten. Vorher geht es nicht."

Herr Schatte hat es sich angehört. Er kennt die Speditions-Branche viel zu gut, um auch nur eine Sekunde daran zu denken, das Risiko einer Geschäftsgründung einzugehen.

Aber im Oktober denkt er darüber schon anders. Er hat von einer kleinen Firma in Augsburg am Alten Postweg 85 gehört, die wahrscheinlich das Rennen aufgeben muß, wenn nicht einer die Hand darunterhält. Er beginnt sich dafür zu interessieren und fährt hin. Er läßt sich sogar auf Verhandlungen ein, die aller-

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 30



Jeden Tag anders
mit MAGGIs Klarer Fleischsuppe!
MAGGIs Klare Fleischsuppe ist vielseitig! Genau wie Fleischbrühe, die Sie selbst kochen, ist sie die Grundlage für fast alle Suppen und Eintopfgerichte. MAGGIs Klare Fleischsuppe spart Zeit! Sie brauchen nicht mehr selbst stundenlang Fleisch zu kochen, denn MAGGIs Klare Fleischsuppe enthält das Wertvollste vom Rindfleisch in konzentrierter Form. Schon beim Aufkochen riechen Sie den natürlichen Fleischduft, und im Nu ist die goldgelbe Fleischsuppe mit den großen, glänzenden Fettaugen fertig. Das sind echte Maggi-Vorteile! Darum ist es klug, MAGGIs Klare Fleischsuppe stets im Hause zu haben.
Sie schmeckt mit Goldwürfeln prächtig und fein
Auch Reste von gestern dürfen's mal sein
Besonders im Süden sind Flädle beliebt
Es freut sich ein jeder, wenn's Grießnockerln gibt
6 K F3
Maggi-Fridolin verrät Ihnen, wie vielseitig Sie MAGGIs Klare Fleischsuppe anwenden können:
• als klare Suppe mit Klößchen, Reis, Eierstich usw.,
• als klare Suppe „aus der Tasse",
• für gebundene Suppen und Eintopfgerichte,
• zum Strecken von Suppen- und anderen Resten,
• zur Verwertung Ihrer Reste als Suppeneinlagen.
Weitere Anregungen finden Sie in einem Büchlein mit bebilderten Rezepten für 22 ganz verschiedene klare Suppen. Sie erhalten es kostenlos, wenn Sie an Maggi-Fridolin, Frankfurt am Main, Postfach 3526, schreiben.
KLARE FLEISCH SUPPE
MAGGI
mit dem weißen Rindskopf
35 ₰
Klare Fleischsuppe –
ganz klar von MAGGI

Das Herz war stärker

Eine Kurzgeschichte von Paul Horgan

In ihren Gesichtern stand die Angst, als ich im Wartezimmer an ihnen vorbeiging. Ich nickte. Vor ein oder zwei Jahren waren sie in diesem Krankenhaus meine Patienten gewesen, Peter und Inge, seine junge Frau. Jetzt saßen sie da, Peter war unrasiert, und Inge sah im Morgenlicht sehr blaß aus.

Vor der Tür von Zimmer 407 fand ich Schwester Lisa. „Guten Morgen, Herr Doktor", flüsterte sie. „Morgen, Schwester", erwiderte ich, „fein, daß Sie da sind."

Ich trat vor das Bett der Patientin, Frau Dora Struwe. Sie war die Mutter von Inge. Frau Struwe stand noch unter dem Einfluß eines milden Beruhigungsmittels. Ihre Augen bewegten sich ein bißchen. Sie war wach und hatte mich kommen hören, ließ aber die Augen geschlossen, um aus meinem Gesicht nicht ihren Zustand ablesen zu müssen.

Schwester Lisa zeigte mir den Krankenbericht und das Elektrokardiogramm. Alles, was getan werden konnte, war getan worden. Der Fall war klar. Klassisch geradezu. Aber wie war es dazu gekommen?

Plötzlich öffnete die Patientin die Augen. Diese Augen! Wie viele haben mich schon so angesehen? Niemals, außer in der Liebe, spricht soviel bange Erwartung aus ihnen wie bei jener Frage an den Arzt, der die Lippen den Dienst verweigern.

Dora Struwes Augen waren graublau. Ich konnte ihnen noch nicht antworten. Statt dessen beugte ich mich über sie und sagte:

„Guten Morgen, Frau Struwe, ich bin Doktor Hansmann. Ihr Schwiegersohn hat mich gebeten, mich um Sie zu kümmern. Sie müssen sich ganz ruhig verhalten und an nichts anderes denken als an Ruhe. Ich werde mehrmals am Tag zu Ihnen kommen. Hier ist Schwester Lisa. Sie sind bei ihr in den besten Händen. Ich hoffe, wir können uns in zwei bis drei Tagen über unsere weiteren Pläne unterhalten. Draußen warten Ihre Kinder, Peter und Inge, aber ich möchte nicht, daß Sie Besuch empfangen, bevor Sie geschlafen haben. Ich werde sie erst einmal nach Hause schicken."

Ich berührte ihre Hand. Sie war kühl und trocken.

„Sie müssen keine Angst haben, Frau Struwe. Versuchen Sie jetzt zu schlafen."

Fast lautlos sagte sie: „Vielen Dank, Herr Doktor", und mit einer winzigen Bewegung nickte sie erst mir, dann der Schwester zu. Ich mußte lächeln. Die kleine Bewegung war ein erster Schritt ins Leben zurück, nachdem ich sie so nahe am Tod gefunden hatte.

Draußen gab ich der Schwester ein paar Anweisungen. Ich wußte, daß bei ihr alles klappen würde.

„Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, was hier zu tun ist", sagte ich.

„Nein, Herr Doktor. Ist sie nicht übrigens reizend? Und viel zu jung für solche Krankheit."

„Ja, wir werden ein bißchen die Geschichte dieses Falles aufrollen müssen, bevor sich sagen läßt, was man weiter für unsere Patientin tun kann. Die jungen Leute sind draußen. Ich werde mit ihnen reden. Sie können mich jeden Morgen hier erreichen. Wir Ärzte sollten unsichtbare Antennen an der Stirn tragen."

Schwester Lisa strahlte jedesmal selbst über meine dümmsten Scherze. „Herr Doktor, das sollten Sie einschicken! Jeder Arzt würde Ihnen begeistert Beifall spenden."

Ich nickte und ging. Dabei überlegte ich, wem ich das wohl einschicken sollte. Das nämlich hat mir Schwester Lisa nie gesagt.

Im Wartezimmer saßen die beiden jungen Eheleute still, müde und verzweifelt. Ich nahm sie gleich ins Verhör. Ich mußte wissen, wie alles gekommen war.

Also, Frau Struwe hatte sich endlich ihren Wunsch erfüllt. Sie hatte die lange Reise in die große Stadt angetreten, um ihre Kinder zu besuchen.

„Wann ist sie angekommen?"

„Gestern abend."

„Wie sah sie aus?"

Sehr gut habe sie ausgesehen, und sie habe sich so gefreut, ihre Kinder wiederzusehen. Inge und sie verstanden sich ja so gut.

„Wann begann Frau Struwe, sich schlecht zu fühlen?"

„Nun, es war so: Do — so nennen wir die Mutter — war schon immer ein Frühaufsteher. Sie ging daher bald nach ihrer Ankunft zu Bett."

„Frau Struwe wohnte nicht im Hotel?"

Nein, sie ließen sie nicht ins Hotel ziehen, obwohl die Wohnung ziemlich klein war. Do hatte sie seit dem Einzug vor zwei Jahren nicht mehr besucht. Sie wurde im Schlafzimmer untergebracht, während Peter und Inge auf der breiten Couch im Wohnzimmer schlafen wollten.

„Schön, und was sagte Ihre Frau Mutter am anderen Morgen?"

Über Inges Gesicht ging ein Schatten: „Sie klagte über heftige Schmerzen im linken Arm", sagte sie bedrückt. „Es sei während der Nacht gekommen. Sie dachte, sie fiele in Ohnmacht und glaubte schließlich zu sterben. Sie fühlte sich so schwach, daß sie nicht einmal rufen konnte. Dann mußte sie aber doch eingeschlafen sein."

„Hat sie oft geschrieben?"

„Ja, meistens zweimal in der Woche."

„Erwähnte sie dabei, daß sie sich krank fühlte?"

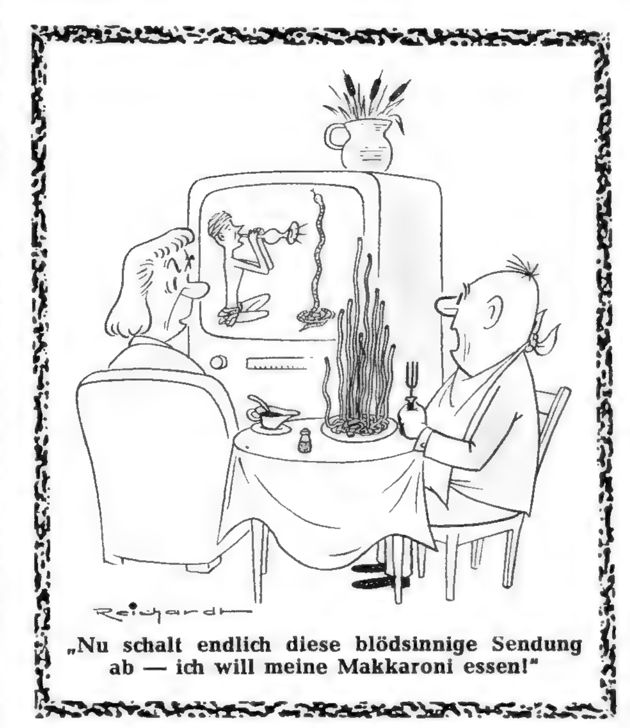
„Außer von Erkältungen hat sie nie etwas berichtet."

„Hat sie irgendwelche Sorgen, vielleicht schon von früher her?"

„Nein, Vater hatte ihr wohl so viel hinterlassen, daß sie sich keine finanziellen Sorgen zu machen brauchte. Sie hat auch niemals irgendwelche Kümmernisse erwähnt. Sie war so stolz auf Peter. Er hat ja einen so fabelhaften Posten in einem Verlag. Und mir hätte sie am liebsten alles gegeben, was sie hatte."

„Wissen Sie irgend etwas, irgendeinen Schock, groß oder klein, wichtig oder unwichtig, den sie seit ihrer Ankunft erlitten haben könnte?"

Einen Augenblick zögerten beide einen Moment, der genügte, um einen Gedan-



„Nu schalt endlich diese blödsinnige Sendung ab — ich will meine Makkaroni essen!"

ken auftauchen und wieder verschwinden zu lassen. Inge streifte Peter mit einem Blick, dann kam die Antwort: „Nein."

Ich mußte mir klarmachen, daß ich für meine Vermutungen nur das berücksichtigen konnte, was die beiden mir erzählt hatten. Warum auch sollten sie mir irgend etwas verschweigen? Dennoch bezweifelte ich ihre letzte Antwort.

Peter rettete die Situation. Er fragte: „Seien Sie ehrlich, Doktor: was hat Do? Wie schlimm ist es?"

Ich mußte es ihnen sagen.

Erst schienen sie kaum zu verstehen, was ich sagte. Als ich erklärte, daß sie nicht zu ihr dürften, dämmerte es ihnen „Das kann doch nicht sein", murmelte Inge, „ein Herzanfall, in ihrem Alter!"

Ich sagte: „Geht nach Hause und eßt ordentlich zu Mittag! Ich rufe heute abend an. Im Augenblick ist doch nichts zu machen. In zwei Tagen wissen wir mehr. Es wird lange dauern, bis sie wieder soweit ist. Es können allerlei Faktoren auftreten, von denen wir jetzt noch nichts wissen."

Inge fragte: „Weiß sie, was mit ihr ist?"

„Noch nicht. Viele Patienten haben zuviel Angst vor Herzschäden. Wir wollen erst ein bißchen weiterkommen, bevor ich es ihr sage."

Später kehrte ich noch einmal nach Zimmer 407 zurück. Die Patientin schlief. Schwester Lisa kam mit auf den Korridor hinaus.

„Sie wollte irgend etwas erzählen, Herr Doktor. Zwei- oder dreimal. Ich beugte mich zu ihr. Ihre Lippen formten Worte, aber ihre Stimme versagte."

„Was meinen Sie, Schwester, haben Sie irgendeine Idee, was es sein könnte?"

„Nun, sie sieht gut aus, und sie ist nicht zu alt, um nicht einem Mann in mittleren Jahren den Kopf zu verdrehen. Vielleicht war es eine Enttäuschung ..." Schwester Lisa brach ab, als sie sah, was ich davon hielt. In ihrer Theorie steckte zuviel von ihrem eigenen Ich. Darum fügte sie nur noch hinzu: „Vermutlich hat sie irgendeinen Schreck bekommen und kann jetzt nicht ausdrücken, worüber."

„Versuchen Sie, es herauszubekommen, Schwester."

Das Geheimnis der Patientin

Bis zum nächsten Abend, als Peter und Inge kamen, hatte sich nichts geändert. Als ich eintrat, hatten sie bereits zehn von den erlaubten 15 Minuten an Do's Bett gesessen. Die jungen Leute begrüßten mich mit ausgesuchter Höflichkeit. Auch Schwester Lisa behandelten sie wie ein rohes Ei. Sie bemühten sich, das Krankenzimmer mit einer Atmosphäre ungetrübten Glücks zu erfüllen. Sie benahmen sich, als hätten wir, Schwester Lisa und ich, besondere Kräfte, mit denen wir den Tod davon abbringen könnten, solch reizenden Leuten Schmerz zuzufügen.

Aber irgend etwas an ihnen sah nicht sehr echt aus. Sie waren fast zu höflich miteinander, ohne indessen jemals einen Blick zu wechseln. Ihre Bemühungen, die Rolle von zwei Leuten zu spielen, die nichts wollten, als einem geliebten Kranken Freude und Hoffnung zu bringen, ließen einem vielmehr das Herz sinken.

„Ich habe eine Menge Veranstaltungen ausgesucht, die wir mit Do besuchen werden, wenn sie wieder gesund ist", sagte Peter.

„Und vorher werden wir zusammen einkaufen gehen", fügte Inge hinzu. Frau Struwe schien sich ganz diesem Optimismus hinzugeben, der einen so falschen Ton hatte. Aber sie schaute doch suchend von einem zum anderen: Würde alles, wirklich alles in Ordnung sein? Nur für einen Augenblick zeigte sich auf ihrem Gesicht der Schmerz, der ihr Herz durchzog. Niemand außer mir bemerkte es.

„Sie beide müssen jetzt leider gehen."

„Können wir noch irgend etwas tun?"

„Nein, nur morgen um die gleiche Zeit für ein paar Minuten wiederkommen."

Schwester Lisa hatte schon die Tür geöffnet, sie warfen noch einige Handküsse nach Frau Struwe und gingen dann, zufrieden über ihren Erfolg lächelnd. Sie hinterließen die Stimmung eines verdorbenen Festes.

Was steckte dahinter? Das einzige, was ich wußte, war, daß irgend etwas an ihnen nicht stimmte. Irgendein Verrat wurde geleugnet. Meine Patientin mußte



vor jeder Anstrengung bewahrt werden. Ich wandte mich der Kranken zu. Prüfte ihren Zustand. Das Krankenblatt war sorgfältig geführt. Aber es sagte mir wenig. Das, was ich suchte, stand nicht darauf.

Ich war etwas entmutigt, als ich das Zimmer 407 verließ. Ein paar Minuten später traf ich Schwester Lisa in der Halle.

„Ich hab' was herausbekommen, Herr Doktor!"

Und dann erzählte sie. Am Nachmittag hatte Dora Struwe die Hand der Schwester ergriffen. Ob sie ihr etwas erzählen dürfe, was man eigentlich nur seiner besten Freundin mitteilen könne? Einen Moment lang weinte Frau Struwe.

Der Abend ihrer Ankunft sei wundervoll gewesen. Die Kinder hätten sie geradezu überfallen vor Begeisterung. Sie hätten sie gefragt, warum sie nicht schon früher gekommen sei. Die beiden wären so glücklich und so liebenswürdig zu ihr gewesen. Zum erstenmal seit vielen Jahren habe sie das Gefühl gehabt, das Leben wende sich zum Guten. Zugleich aber habe sie den Eindruck gehabt, daß die große Stadt die Menschen nervös mache. Die Kinder seien geradezu hektisch und voll allzu lärmender Fröhlichkeit gewesen ...

Gegen Mitternacht habe man sie nach einigen Gläsern Wein zu Bett geschickt. Sie habe gehört, wie die Kinder ihr Bett im Wohnzimmer aufschlugen. Alles sei merkwürdig still vor sich gegangen nach dem Trubel, der vorher geherrscht hatte. Statt dessen seien Peter und Inge ohne ein Wort zu Bett gegangen. Vielleicht sei die Tür auch zu dick gewesen, so daß man die Stimmen nicht hören konnte. Aber dann habe sie die Uhr an der Wand des Wohnzimmers ticken hören. Um nicht auf Geräusche zu lauschen, die sie nichts angingen, habe sie sich das Kissen über die Ohren gezogen und sei eingeschlafen.

Das Kissen mußte später heruntergefallen sein. Jedenfalls sei sie durch flüsternde Stimmen aufgewacht. Sie habe lächeln müssen über ihre glücklichen Kinder. Plötzlich sei aber ein Wort, dann ein Satz und schließlich das ganze Gespräch wie ein Messer in ihr Bewußtsein gedrungen. Es waren nicht allein die Worte, es war vor allem der Ton, in dem sie gesprochen wurden. Sie hätten so bitter, so haßerfüllt geklungen. Die Kinder bewarfen sich mit persönlichen Beschuldigungen und versuchten, sich zu verletzen, indem sie sich ausmalten, was sie nach der Scheidung tun würden. Das Gespräch habe damit geendet, daß sie beschlossen, ihr nichts davon zu erzählen. Sie liebten sie beide und wollten ihr nicht weh tun.

Was trennt dieses Paar?

Sie wollte rufen, doch plötzlich habe sie eine unheimliche Gewalt niedergedrückt und ihr den Atem genommen. Dann müsse sie in Ohnmacht gefallen sein. Als sie wieder zu sich kam, glaubte sie, sterben zu müssen. Sie habe gelauscht. Es herrschte Totenstille in der kleinen Wohnung. Drei Stunden lang hätte sie stumm vor Schmerz gelegen. Dann sei Inge mit dem Kaffee gekommen.

„Hab' ich's nicht gleich gesagt?" schloß Schwester Lisa, „jetzt denke ich darüber nach, was zwischen den beiden jungen Leuten nicht in Ordnung ist."

Am nächsten Morgen erzählte sie eine neue Geschichte. Dora Struwe hatte sich soweit erholt, daß sie im einzelnen berichten konnte. Schwester Lisa schien nun den Grund des Zerwürfnisses zwischen den jungen Leuten herausgefunden zu haben. Die Schwester hatte einen Zorn auf die beiden. Nicht, weil sie so hinterhältig sondern weil sie so nett waren. Peter trieb es keineswegs mit anderen Frauen, jedenfalls hatte Inge ihm das nicht vorgeworfen. Er trank zwar gern, aber durchaus nicht übermäßig. Er war auch nicht kleinlich in Gelddingen. Und was Inge anging, so gab es in ihrem Leben keinen anderen Mann. Auch war sie nicht das, was jetzt in so vielen Zeitungsartikeln behandelt wird — frigid. Ihre Erscheinung war stets gepflegt. Was die Kinder sich vorwarfen, war folgendes:

Warum mußte Peter jeden Abend noch Arbeit mit nach Hause bringen? Immer saß er über Manuskripten, wenn Inge ausgehen wollte. Und warum versah Inge

noch immer ihre alte Stellung, wenn auch nur aushilfsweise — wo sie es doch gar nicht mehr nötig hatte? So daß sie abends im italienischen Restaurant um die Ecke essen gehen mußten, weil sie nicht zum Kochen gekommen war? Ihr kam es immer so vor, als suche er jede Gelegenheit, vor ihr auszurücken. Seine Tätigkeit im Verlag führte ihn viel herum. Und am Wochenende ging er dann auch noch angeln, immer ohne sie. Warum tat er ihr das an?

Er sei zwar nicht empfindlich, erklärte Peter, aber wenn sie einmal für ihn Essen gekocht habe, lasse sie das Geschirr immer bis zum nächsten Tag zum Abwaschen stehen. Er fand das unappetitlich und unhygienisch. Er meinte, nur Schlampen könnten sich dabei wohl fühlen. So, Schlampe sagte er zu ihr. Soweit sei es schon gekommen. Er seufzte, er habe nicht zu ihr Schlampe gesagt, er habe nur einen Vergleich angestellt. Die Unterscheidung war zu fein für ihren Verstand. Ob er denn meine, daß es für sie ein angenehmer Anblick sei, wenn er immer in Unterhosen im Hause herumlief? In diesem Ton ging es weiter. Die Belanglosigkeit und Gewöhnlichkeit dieser Vorwürfe verletzten die Mutter im Nebenzimmer aufs tiefste. Die Kinder suchten geradezu nach Vorwürfen, die sie sich entgegenhalten konnten, um sich auch das letzte Gefühl füreinander aus dem Herzen zu treiben.

Der größte Schmerz aber, den sie der Mutter antun konnten, war, ihr ein falsches Glück vorzuspielen. Peter sagte während des Streites, wenn es soweit wäre, daß sie sich scheiden lassen könnten, wüßte er genau, daß seine Schwiegermutter ihm recht geben würde, weil sie ihn gern hatte und er sie auch. Inge bezeichnete ihn als dümmer, als sie gedacht habe, denn ihre eigene Mutter würde immer zu ihr halten. Auf diese Weise zertrümmerten die beiden die Welt von Gemeinplätzen, die jeder zum Leben braucht. Und sie ahnten nicht, daß die Welt noch eines anderen Menschen in Stücke ging.

Schwester Lisa berichtete, sie habe Frau Struwe gefragt, warum sie denn nicht eingegriffen habe. „O nein", war die Antwort, „ich habe mich nie in die Angelegenheiten der Kinder eingemischt, und ich konnte es auch jetzt nicht."

Ich glaubte nun, alles zu wissen, aber ich sollte mich irren.

„Frau Struwe möchte Sie sprechen, allein", teilte mir Schwester Lisa mit.

Ich trat zu Dora Struwe ins Zimmer.

Nach zwanzig Minuten kam ich wieder heraus. Schwester Lisa stand noch im Korridor. Sie versuchte, aus meinem Gesicht zu lesen, was die Patientin mir wohl erzählt hatte.

„Nun, Herr Doktor?" fragte sie, mit dem Kopf auf Zimmer 407 deutend.

„Wieder mal ein Fall, der nicht das ist, was in den Krankenberichten steht", sagte ich. Schwester Lisa hielt den Atem an. Offenbar hatte ich wieder ein großes Wort gelassen ausgesprochen. „Sie sollten das einschicken, Herr Doktor!"

„Danke schön, Schwester. Waren die jungen Leute hier?"

„Jawohl, sie warten noch unten in der Halle."

Im Warteraum fand ich die beiden. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, Peter hatte vor sich auf seiner dicken Aktentasche einen Haufen Manuskripte liegen. In dem anderen Ende des Raumes saß Inge und schaute aus dem Fenster, auf die fernen Lichter, die von jenseits des Flusses herüberglänzten. Niemand sonst war im Zimmer. Ich schloß die Tür und drehte schnell den Schlüssel herum. Überrascht blickten die beiden auf. Ich zog drei Sessel in eine Ecke.

„Kommen Sie bitte her", sagte ich, „um das zu besprechen, was wir uns jetzt zu sagen haben, müssen wir sehr nahe beieinander sein." Bestürzt lief Inge auf mich zu: „Was ist mit ihr?"

„Nichts. Ihr Zustand hat sich nicht verändert. Aber es hat wenig Zweck, wenn wir täglich nur auf eine kleine Besserung warten."

„Gott sei Dank", sagte Inge, „ich dachte schon, sie sei tot."

Sie setzten sich, Seite an Seite, mir gegenüber.

„Ich versichere Ihnen", begann ich, „daß ich nicht zu meinem Vergnügen von Ihren Privatangelegenheiten spreche. Leider zwingt mich der Krankheitsfall, dessen Heilung Sie mir anvertraut haben, dazu."

Sie wechselten einen Blick. Es war ein Blick, wie ihn Eheleute austauschen, und das ermutigte mich. Trotz aller Wunden, die sie sich gegenseitig beibrachten, fühlten sie sich doch noch als eine Partei. Inge nickte Peter zu, und er fragte förmlich: „Was meinen Sie damit, Herr Doktor?"

„Ihre Frau Schwiegermutter hat in der Nacht nach ihrer Ankunft einen Streit zwischen Ihnen angehört. Das hat ihr buchstäblich das Herz gebrochen."

„Do hat alles mitangehört?" fragte Inge angstvoll.

„Alles. Sie hat es Schwester Lisa erzählt, die angewiesen worden war, mir alles, was die medizinische Seite des Falles angehen konnte, zu berichten."

Inge kniff sich mit den Fingern in die Lippen. „Nein, nein", sagte sie, „daß wir Do so etwas angetan haben sollen! Das kann nicht sein! Das dürfen wir einfach nicht glauben."

„Bitte erzählen Sie mir, ob das, was Ihre Mutter gehört hat, der Wahrheit entspricht."

Peters Gesicht wurde hart und kalt.

Inge wandte sich ab und sagte dann: „Ja, natürlich. Wir wollen uns scheiden lassen. Aber wir wollten es ihr später erzählen. Wir wollten sie schrittweise vorbereiten."

„Ich verstehe. Nun sehen Sie, was dabei herausgekommen ist. Ein Leben ist in Gefahr. Und was für ein Leben! Ich glaube, Sie werden das abzuschätzen wissen."

Peter knurrte. Wie ich dazu käme, ihm Erklärungen über seine Schwiegermutter zu geben. „Ich werde es Ihnen erläutern", fuhr ich fort. „Ich hatte soeben ein kleines Gespräch mit Frau Struwe. Vermutlich wird Sie das interessieren."

Sie hörten mir mit wachsendem Mitgefühl und wachsender Scham zu.

„Frau Struwe hat mir gesagt, sie verstehe wenig von Medizin. Ihr war aber klar, daß sie einen Schlaganfall erlitten hatte und daß weitere folgen konnten. Der nächste schon könne ihrem Leben ein Ende setzen oder sie doch zum Krüppel machen. Sie kannte Menschen, die so hilflos noch jahrelang lebten. Sie fragte mich nun, wann es ihr passieren könne, sie müsse vorher noch wichtige Angelegenheiten ordnen. Sie brauche meine Erlaubnis und meine Hilfe. Frau Struwe hat mir weiter erklärt, daß so, wie die Dinge nun einmal zwischen den Kindern lagen, sie dafür sorgen müsse, keinem von beiden zur Last zu fallen. Sie war überzeugt, daß Peter wieder heiraten würde und sie keinen weiteren Anspruch auf sein zukünftiges Leben hätte. Inge würde wieder arbeiten müssen und konnte nicht mit der Sorge um eine Kranke belastet werden. Die Patientin bat mich, so bald wie möglich ihren Umzug in ein Heim in die Wege zu leiten, wo man solche Fälle wie sie und alte Leute aufnahm. Sie dankte noch einmal ihrem verstorbenen Mann, der es ihr möglich gemacht hatte, solche Vorkehrungen überhaupt treffen zu können."

„Ach, Peter", stöhnte Inge, „sie hat nur an uns gedacht."

Ich konnte sie beruhigen, daß die Zukunft der Mutter keineswegs so dunkel aussah. Es handelte sich nicht um einen Schlaganfall in diesem Ausmaß. Aber immerhin sei ihr Herz ernsthaft geschädigt. Sie würde sich nur erholen, wenn ihr Herz lange Zeit völlige Ruhe habe. Und die Ruhe und der Frieden der Seele sei dabei das Wichtigste.

„Was hat sie dazu gesagt?" fragte Peter.

„Zuerst war sie natürlich erleichtert darüber, daß ihr Fall keineswegs so gefährlich war. Aber dann dachte sie an die vielen Sorgen, die sie ja hierher gebracht hatten." Der Gedanke an die Mutter in diesen Tagen und ihre Vorbereitungen für ein Leben ohne den Menschen, den sie liebten, das war zuviel für die beiden. Aber sie waren zu verbittert, um sich in die Augen zu sehen und so die Gefühle zu offenbaren, die sich in ihnen zu regen begannen.

„Darf ich noch eine Bemerkung machen", fragte ich.

Beide nickten. „Gut, obgleich Dora Struwe sich damit abfinden wird, ein Leben in Einsamkeit zu führen, wäre es gut, wenn Sie beide sich überwinden könnten, noch eine Zeitlang miteinander auszukommen." Forts. nächste Seite unten

Kronzeuge Linge

Fortsetzung von Seite 14

Leipziger Platz, Röhm in der Standartenstraße! Aber Goebbels schießt den Vogel ab:

„Wir machen keine Galaabende", äußert er zum Grafen Helldorf, „ungezwungene Feste mit Künstlern ..."

„... und Künstlerinnen", setzt Helldorf frech hinzu. Er weiß, worauf Goebbels hinauswill, und er kennt die Rolle, die ihm dabei zufällt. „Zu solchen Festen gehören nicht nur Damen, sondern Männer ...", „Herren", wiederholt er bei sich.

„Er ist ein Herr", sagen die Damen, wenn er sie anlächelt in einer lässig-vertraulichen Art.

„Er ist ein Kerl", sagen die derben Landsknechte der SA., die er kommandiert.

„Man merkt ihm den geborenen Offizier an", sagen die politischen Intellek-



HITLERS GELIEBTE durfte nicht bei öffentlichen Anlässen fotografiert werden. Kammerdiener Linge hat in seinem Bericht bereits ihre Rolle als „Frau im Hintergrund" geschildert. Diese bisher unveröffentlichte Aufnahme zeigt sie zusammen mit Hitlers „Reichspressechef" Dr. Otto Dietrich im Schwimmbad bei Berchtesgaden; sie war eine begeisterte Schwimmerin, ihre Schönheitspflege bestand — allerdings nur in der Zeit von Hitlers Abwesenheit — aus Sonnenbaden und Sport. Einen Tag vor dem Tode wurde sie „Frau Hitler".

Das Herz war stärker

Fortsetzung von Seite 25

Der Stolz! Der Stolz! Peter fühlte sich verpflichtet zu fragen:

„Sprechen Sie über Angelegenheiten, die nur meine Frau und mich angehen?"

„Mir persönlich ist es völlig gleichgültig, was Sie machen. Aber ich bin im Interesse meines Patienten gezwungen, Sie danach zu fragen."

„Sie würden es für wünschenwert halten?"

„Ich möchte sagen für entscheidend, im Interesse der Patientin."

Inges tränenschwimmende Augen schauten mich um Verzeihung bittend an. Es war nicht meine Aufgabe, ihr zu verzeihen.

Eine Weile hingen sie schweigend ihren Gedanken nach. Dann brach es durch. Ohne noch auf mich Rücksicht zu nehmen, riß Peter Inge in seine Arme. Er legte seinen Kopf an den ihren. Die Narren, dachte ich, da stehen sie nun. Inge löste sich von Peter und fragte:

„Können wir sie sehen?"

„Glauben Sie, daß es gut für sie wäre?" fragte ich, um ganz sicherzugehen. Ihr Schweigen war ein Ja. „Gut, für ein paar Minuten können Sie hinauf."

Ich verließ sie. Später hatte ich das Vergnügen, Schwester Lisas Erzählung lauschen zu dürfen.

Die Kinder gingen also zur Mutter. Sie wußten nicht, wie sie es ihr sagen sollten. Schmerzvolle Erinnerungen würden aufsteigen. Alberne Zugeständnisse würden gemacht werden müssen. Alles das geschah höchst natürlich, als Inge in Tränen ausbrach. Einen Augenblick lang glaubte Schwester Lisa, daß es der Patientin schaden würde, denn sie fing auch an zu weinen. Aber sie weinte vor Glück. Und Schwester Lisa hatte ebenfalls einen Kloß im Hals. Die Kinder küßten sich und sagten, sie würden jetzt ausgehen und auf Do's Gesundheit trinken. Schwester Lisa sagte, es habe ihr den Atem verschlagen, als sie sah, wie verliebt die beiden sich angesehen hätten, nachdem sie monatelang nur böse aufeinander gewesen waren. Die beiden konnten es anscheinend gar nicht erwarten, aus dem Krankenhaus herauszukommen, um allein zu sein. Dabei sei ihr ein Gedanke gekommen.

„Was für ein Gedanke?" fragte ich.

„Finden Sie nicht, Herr Doktor, für die beiden war das auch eine Art Herzanfall, wenn auch von ganz anderer Art. Ich meine die Art, wie sie sich plötzlich wieder ineinander verliebten, gerade in jenem Augenblick, in dem sie ihre Irrtümer bereuen sollten. Ist das nicht auch ein Herzanfall?" Sie sah mich an, ängstlich und stolz zugleich. „Das war sehr gut, Schwester", sagte ich, „Sie sollten das einschicken."

ENDE

tuellen dieser Partei, wenn der hochgewachsene Graf unter sie tritt.

Helldorf kennt all diese Komplimente. Er kann nicht reden, und er will es nicht, aber was er kann und will, das kann nicht jeder, der gerade gelernt hat, einen Handkuß zu exerzieren: Männern und Frauen das ihre zu geben — das ist sein Wesen, sein Sport, sein Beruf. Und schnell hat der Graf im Bereich dieser Wünsche gefunden, was er sucht. Wenn der Gauleiter sich am Lob der Massen im Sportpalast berauscht, so ist Helldorfs Vergnügen das Lob aus rotgeschminkten Mündern. Und die Damen machen gern Gebrauch von seinem Vergnügen und von dem Entzücken, das er ihnen bereitet. Außerdem kann es ihrer Karriere nur nützen, wenn man in Babelsberg flüstert:

„... gestern sah man sie mit Graf Helldorf bei Horcher soupieren!" Dann verstummt der Tratsch in der UFA-Kantine einen Augenblick, nach einem weiteren Augenblick heißt es hinter der vorgehaltenen Hand:

„Er soll ein ausgespiegeltes Bad haben... überall Spiegel, selbst an der Decke!"

Der Graf besitzt außer seiner Wohnung in Zehlendorf ein Appartement in Charlottenburg, und von den verstohlenen Stunden in diesem Appartement spricht man auf den geselligen Abenden im Künstlerklub. Hier, in einem alten Patrizierhaus Berlins, in der vornehmen und stillen Viktoriastraße 4, nahe am Tiergarten, ist das Klubhaus der Künstler geschaffen worden. Heitere Zusammenkünfte, zwanglose Feste vereinen Bühne und Film. Bald hat sich herumgesprochen, wer sich hier ein Stelldichein gibt, und die film- und beifallfreudigen Berliner finden sich sonnabends ein, um die Anfahrt ihrer Lieblinge zu beobachten. Ihrer Lieblinge? Das waren Willy, Gustaf, Grete, Brigitte und Alexander! Die „Politischen", angezogen von dem Glanz dieser Abende, machten schlechte Erfahrungen mit ihrer Popularität, und schnell schränkte Goebbels den Zustrom seiner Parteigenossen zu diesem Klub ein! Nein, hier konnte er keine Zuschauer gebrauchen, privat wollte er sein! Den „Deutschen Gruß" wandte er kaum an in diesem Hause, das Parteiabzeichen trug er nicht, ganz bürgerlich wollte er sich geben, als Mann der Kunst, als Mann vom Fach. Er zeigt ein strahlendes Gesicht, er bietet Zigaretten an und bemerkt dabei ironisch: „Die deutsche Frau raucht nicht..." Dann folgt ein Witz über irgendeinen Gauleiter, der das Make-up verfolgen möchte.

„Führerbefehl: Heiraten!"

Viele Lücken sind aufgerissen, viele Rollen freigeworden. Nun bedeuten rassige Beine und gefällige Figuren viel, um schnell Karriere zu machen — und so kommen sie alle, Gastgeber und Besucher, dem Ziel geheimer Wünsche nahe. Die schönen Frauen finden Gefallen an dieser Protektion ihrer Weiblichkeit, und die Regisseure beginnen, die Rollenbesetzung danach auszurichten...

Das Haus war nicht sehr groß, aber passend eingerichtet. Man betrat es durch ein großes Vestibül. Hier führte eine verkleidete Tür hinunter in den Keller, wo sich eine Kellerkneipe befand mit Holztischen, Bierausschank und einem bayerischen Zitherspieler. Die Haupttreppe führte zum ersten Stock, zunächst in einen großen Wintergarten. Exotische Pflanzen und Aquarien gaben diesem Wintergarten einen besonderen Charakter. Eine ständige Ausstellung von Bildern Berliner Maler war in verschiedenen Räumen zu bemerken, die man durchschritt, um in den Hauptsaal zu kommen, einen schmalen, langgestreckten Raum, der als Speisesaal diente und zu einem Teil als Tanzraum. Hieran schloß sich eine halbrunde Bar in einem besonderen Raum, sehr frequentiert zu später Nachtstunde.

In dieser Bar nun oder aber im Keller fand man meist den Grafen Helldorf, umgeben von schönen Frauen.

„Weshalb ist Graf Helldorf eigentlich noch nicht Polizeipräsident?" fragte sich, wer ihn so sah. Und die Eingeweihten antworteten: „Hanussen!"

In der Tat hatte die Untersuchung über den Tod dieses Hellsehers nahe an Helldorf herangeführt; so hatte man den Grafen nach Potsdam abgeschoben, und Herrscher im Berliner Polizeipräsidium war







POLITISCHER RÄDELSFÜHRER UND FRAUENLIEBLING: das war Wolf Graf von Helldorf, dessen „Aufstieg" zum Polizeipräsidenten von Berlin und dessen Weg zur Hinrichtung nach dem 20. Juli 1944 in unserem Bericht geschildert wird. Das Bild zeigt Graf Helldorf (links), der vor einer Massenkundgebung im Berliner Lustgarten einige Wochen nach der „Machtübernahme" Hitler begrüßt. Zwischen Helldorf und Hitler erkennt man Hermann Göring und Rudolf Heß, rechts im Hintergrund Hitlers ersten Adjutanten Brückner.

der Admiral von Levetzow geworden, ein sechzigjähriger Seemann und vom Scheitel bis zur Sohle Repräsentant der christlichen Seefahrt. Das ärgerte den Grafen, und wenn er im Kreise der abenteuernden Frauen an der Bar saß oder in der Kellerkneipe des Klubs, dann ließ er seinem Ingrimm freien Lauf: „Der macht aus Groß-Berlin ein Jungfernstift!"

Sehr häufig sah man in Helldorfs Gesellschaft die hübsche junge Tanzakrobatin vom Metropol-Theater. Ihre graziöse Figur, ihr blondes Haar, ihre Berliner Keßheit kontrastierten nur äußerlich mit dem amerikanischen Künstlernamen: Grace Golden nannte sie sich, die goldene Grazie!

Eines Tages war Helldorf zu einem Teenachmittag in der Reichskanzlei geladen, und er fand Hitlers Hofstaat aufgefüllt mit einer Anzahl würdiger Matronen. Alle diese Damen, nicht wenige mit klingenden Namen, hatten Hitler früher irgendwelche Dienste erwiesen. Nun lud er sie zu sich in die Reichskanzlei. Aber seine wirklichen Ansprüche auf diesem Gebiet konnte diese karge Atmosphäre nicht befriedigen. Der Graf langweilte sich entsetzlich und rief: „Ein Bier und einen Schnaps, Ordonnanz."

Eine der Damen, eine bekannte rheinische Förderin der vegetarischen und alkoholfreien Lebensweise, schrak zusammen. Ein Sakrileg war hier begangen worden. Empört rief sie aus: „Wie können Sie nur, lieber Graf, in dieser Umgebung ...!"

Helldorf sprach gewöhnlich in einer Mischung von sächsischem und Berliner Dialekt. Schnodderig und unbekümmert erwiderte er: „Da sollten Sie mich einmal sonnabends sehen, mittenmang de Filmstars."

Der Graf hatte sich bei dieser Bemerkung nichts gedacht. Doch am nächsten Sonnabend wurde er in der Viktoriastraße ans Telefon gerufen. Er saß mit der Tänzerin vom Metropol-Theater in der Kellerkneipe. Er hatte keine Lust, an den Apparat zu gehen. „Geh du ans Telefon, Grazie", bat er die Tänzerin.

Nach wenigen Minuten kam die Kleine zitternd vor Aufregung, blaß vor Aufregung wieder:

„Der Schreck ..."

„Wat for'n Schreck?" fragte Helldorf salopp.

„Nicht Schreck, d e r Schreck", flüsterte die Kleine. „Aus der Reichskanzlei! Der Führer kommt gleich, und du sollst alles vorbereiten."

„Det hat mir jrade noch jefehlt", stöhnte Helldorf. Schreck hieß der Fahrer Hitlers.

Helldorf begab sich sehr hastig in den Saal hinauf, um Goebbels zu unterrichten.

Der Glanz eines tiefen Triumphes spiegelte sich auf dem unbewegten Gesicht des „Doktors" bei dieser Nachricht. Er ordnete sogleich an, was zu tun sei, und Graf Helldorf eilte hinaus, um den Besucher am Hauseingang zu empfangen. Goebbels aber gab dem Präsidenten des Clubs einen Wink, und gemeinsam verließen beide den Saal, um im Treppenhaus die Honneurs zu erweisen.

So still dies alles angeordnet und durchgeführt wurde, so auffallend war es den Künstlern. Ehe man sich auf das Kommende einzurichten vermochte, stand Hitler schon in der Saaltür. Auf gelungene Überraschungen war er immer besonders stolz. Er trug Zivil und gab sich Mühe, zivil zu wirken, als er sich, nach allen Seiten grüßend, zum Tisch Goebbels' begab. Sehr schnell ließ er sich nieder, die Gäste, die sich erhoben hatten, folgten dem Beispiel, und gedämpft zunächst, dann normal, floß die Unterhaltung weiter.

Stolz und selig schien Goebbels; nun war wieder einmal geglückt, was er geplant, und er begann, die schönsten der



Erscheint wöchentlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG MÜNCHEN 8, Lucile-Grahn-Straße 37, Tel.: Sammel-Nr. 44 98 91. Telegramme: REVUE München
Druck: Kindler und Schiermeyer Druck GmbH., München, Schneckenburgerstr. 22

CHEFREDAKTEUR: Dr. Felix von Schumacher
STELLV. CHEFREDAKTEUR: Wolfgang Küchler BILDREDAKTEUR: Siegfried Sawallich
REDAKTION: Karl Heinz Balzer, Klaus Budzinski, Anselm Heyer, Walter Pause
BERATENDE REDAKTION: P. H. Boenisch, Dr. Bernh. Grzimek, Nina Raven-Kindler, Kurt Kränzlein-in der Beek, Dr. Dr. Hans-J. Lang, Dr. E. H. G. Lutz, Wolfg. W. Parth, Rob. Pilchowski, Dr. A. W. Schmidt
CHEFREPORTER (TEXT): Hans Rudolf Berndorff CHEFREPORTER (BILD): Benno Wundshammer

Verantwortl. für den redaktionellen Teil dieser Ausgabe: Dr. Felix von Schumacher und Wolfg. W. Parth
Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 6
Printed in Germany

anwesenden Schauspielerinnen Hitler vorzustellen. Zufälligerweise kam in diesem Augenblick Grace Golden aus dem Keller. Sie suchte ihren Grafen. Hitler erblickte die blonde Schönheit. Er erkundigte sich nach ihrem Namen und nickte wohlgefällig, als er ihn hörte.

Hitler sah sie durchdringend an, um schließlich zu bemerken:

„Sind Sie verheiratet? Eine so schöne blonde Frau sollte Kinder haben!"

Bei diesem Satze konnte Goebbels sich das Lachen kaum verkneifen. Er starrte den Grafen an. Der tat, als gingen ihn diese Worte nichts an.

„Jetzt müssen Sie sie heiraten", bemerkte Goebbels später, als Hitler gegangen war. „Befehl des Führers!"

„Nee", sagte Helldorf lang hingezogen und mit unbewegtem Gesicht. „Oder er bezahlt meine Schulden!"

Freilich, er war verheiratet; eine geborene von Wedel war seine Frau, und zwei Söhne gab es in dieser Ehe. Er selbst war Reichsgraf und von altem Adel; doch das Fideikommiss in Mitteldeutschland, das der Familie gehört hatte, war längst verkauft. Und die Rittmeisterpension? Was ist das, wenn man Helldorf heißt und Ansprüche stellt? So gehörte der Graf zu der Zahl jener Notablen, die der obersten Führerschicht dieser Partei die Patina ihrer Herkunft liehen. Einmal würde schließlich die Rechnung beglichen werden, so hoffte Helldorf, die Rechnung, deren Summe hieß: Polizeipräsident von Berlin.

Aber da war dieser Levetzow! Alle Versuche, den störrischen und unbequemen Alten von seinem Posten zu verdrängen, waren an Göring gescheitert. Der hing an dem Admiral, dessen persönliche Sauberkeit imponierte.

Nun besaß Levetzow sehr preußische und prägnante Ansichten von seiner Aufgabe als Polizeipräsident. Sehr wörtlich hatte er genommen, womit die neue Regierung ans Ruder gekommen war; die sittliche Hebung des Berliner Nachtlebens, die Ausrottung aller Verfallserscheinungen schienen ihm erste Aufgabe seiner Tätigkeit. Er bestellte Schutzleute und Kriminalbeamte zu Hütern der Sittlichkeit. Er entzog Konzessionen und ließ eines Tages die meisten Nachtlokale schließen. Auf diese Umstände baute Helldorf seinen Plan:

„Das kann doch nicht so weitergehen", beschwört er Goebbels. „Jetzt hat der olle Seemann auch noch die Nachtlokale geschlossen. Was soll erst werden, wenn die Olympiade kommt!"

Die Olympischen Spiele 1936 fanden in Berlin statt. Als Propagandaminister war Goebbels am Fremdenverkehr interessiert. Das Argument leuchtete ihm ein: „Kein Mensch kommt nach Berlin, wenn das so weitergeht! Das ist doch keine Reichshauptstadt mehr! Was machen wir da nur?"

„Der olle Seemann muß weg", bemerkte Helldorf. „Am besten, wir gehen zu Göring und sagen ihm das!"

„Zu Göring gehen können wir schon, aber das genügt nicht! Irgend etwas muß passieren, lieber Graf!"

Er wurde sehr nachdenklich, und Helldorf schwieg. Im Denken war der Doktor ihm über. Mit einem Male bemerkte Goebbels: „Ihre kleine Grace Golden ist doch neulich dem Führer vorgestellt worden? Tritt sie noch im Metropol-Theater auf?"

„Natürlich", stotterte Helldorf, „aber was hat das damit zu tun? Ich führe sie sowieso nicht ins Nachtlokal."

„Sie wollen doch Polizeipräsident von Berlin werden, lieber Graf, also hören Sie zu!" Bei diesen Worten zog der kleine Mann den stämmigen Helldorf zu sich und flüsterte ihm einige Sätze ins Ohr.

Helldorf verstand zuerst nicht. Aber dann schien er zu begreifen. Er lachte laut auf, schlug sich auf den Schenkel, nickte beifällig:

„Ich bewundere Sie, Doktor, das wäre mir nie eingefallen! Herrlich!"

Im nächsten Heft:

Wie wird man Polizeipräsident? — Die Tänzerin und der „Spanner" — Berlin bei Nacht — Helldorf am 20. Juli 1944 — Mit Gleichmut in den Tod





Nimm deine Sterne in die Hand

Fortsetzung von Seite 20

dings bald ins Stocken kommen. Doch als ein Vertreter der Firma Krupp auftaucht, erkundigt sich Herr Schatte nur so nebenbei, unter welchen Bedingungen heute Lastwagen zu kaufen sind. Die Bedingungen sind überraschend günstig. Keine größere Anzahlung. Die ersten beiden Monate wechselfrei.

Vor Weihnachten meldet sich Augsburg wieder. Wenn er sich jetzt schnell entschließt und zugreift, kann er dort die Wohnung beziehen, die Lagerräume übernehmen, ein eigenes Speditionsgeschäft eröffnen.

Die Sterne sind längst vergessen. Herr Schatte fährt nach Augsburg, verhandelt, übernimmt die ganzen Räumlichkeiten und zieht am 31. Dezember 1954 mit seiner Frau nach Augsburg. Am 2. März 1955 führte er seinen ersten Auftrag in eigener Regie durch.

Und nun weiß er erst richtig, was ihm seine Sternen-Mutter in München-Pasing bedeutet. Er wird auf sie hören, auch wenn der Verstand eigene Wege gehen will.

Herr Schatte wurde gewarnt: „Ich würde den Mann nicht einstellen. Der macht Ihnen krumme Geschichten." Der Mann war bereits eingestellt. Zwei Monate später mußte er wegen offensichtlicher Spesenbetrügereien und Unterschlagungen entlassen werden.

Herr Schatte wurde gewarnt: „Es ist irgend etwas im Gange gegen Sie. Ich würde sagen, es versucht jemand, Sie um Ihr Geschäft zu bringen. Halten Sie die Augen offen, Herr Schatte, es geht um Ihre Existenz." Er hielt die Augen offen und öffnete als Chef den Brief einer Firma, der an einen seiner Angestellten ins Geschäft geschickt wurde, weil es ihm verdächtig vorkam, daß dieser Mann mit der Firma über das Geschäft korrespondierte, ohne damit etwas zu tun zu haben.

Aus dem Brief ging eindeutig hervor, daß sein Angestellter bei der Firma vorgegeben hatte, er würde die Spedition Schatte in Kürze kaufen und Herrn Schatte auszahlen. Dabei hatte dieser Mann keinen Pfennig Geld. Herr Schatte griff ein, stellte den Mann der Firma gegenüber, und alles flog auf. Eine Woche später saß der ungetreue Angestellte hinter Schloß und Riegel.

Die Sterne lügen nicht

„Wenn ich auf Frau Fellner höre, komme ich unfallfrei über den Winter", sagte Herr Schatte mit Überzeugung. Man möchte es ihm fast glauben. Doch apropos glauben:

„Glauben Sie an die Sterne, Herr Schatte?"

„Komische Frage. Ich verstehe nichts davon. Aber was Frau Fellner gesagt hat, hat noch immer gestimmt. Sie wacht wie eine Mutter über unser Schicksal, und ihre Prognosen sind so sicher, wie ... na, wie der Sonnenaufgang."

Dieser Meinung ist auch Friedl Fellner, die schon seit über dreißig Jahren mit den Sternen lebt, und die durch ihre astrologische Tätigkeit und ihre Vorträge in ganz Deutschland bekannt ist; aber sie schränkt ein:

„Die Astrologie wird ständig überfordert und gleichzeitig unterschätzt. Sie wird überfordert durch die unzähligen Fragen nach Banalitäten des Lebens, ob der Geldbriefträger am Dienstag kommt, wann und was er von wem bringt, und ähnlichem Unsinn. Und sie wird unterschätzt, weil die Menschen zu leicht vergessen, daß sie nur ein Teil des Kosmos sind, ein höchst bemerkenswertes, aber doch unbedeutendes Teilchen des ganzen Geschehens. Sie haben zwar gelernt, sich nach dem Wetter zu richten. Sie sollten dazulernen, daß es auch so etwas wie ein kosmisches Wetter gibt, dem sie ausgeliefert sind und vor dem sie sich auch ein wenig schützen könnten. Und so gesehen, kann man dem Menschen wirklich empfehlen: Nimm deine Sterne in die Hand!"

Wie das Tillergirl zum Gillergirl wurde:

Hochzeit nach dem Horoskop

Das Ende war sehr aufregend.

„Sind wohl alle aus den Socken gekippt!" rief Walter Giller fassungslos am Mittag des 3. Februar 1956. Ein verärgerter Zeitungsreporter hatte über ihn geschrieben, er sei im Leben genau so flegelhaft wie in seinen Filmrollen.

Hatte Walter Giller das verdient ...? Der lange Hamburger „Schlaks", der sich nur ernst nehmen kann, wenn er den Komiker spielt, hatte in 25 Filmrollen Millionen Menschen zum Lachen bekehrt. Und dann wollte auch er einmal lachen, er und Nadja.

Am 31. Januar, vier Tage zuvor, hatten die Tiller-Gillers im Münchner Hotel „Continental" auf die hundertsiebenunddreißigste Frage nach ihrem Hochzeitstermin halb verzweifelt, halb empört geantwortet, sie seien doch schon drei Monate verheiratet. Das kam prompt in die Zeitung. Zwei Tage später, am 2. Februar, fand dann in Starnberg bei München die richtige Hochzeit statt. In aller gewünschten Stille. Das kam heraus, und jetzt platzte die Bombe.

Man verübelte es den beiden beliebten Filmschauspielern, daß sie ihre Hochzeit allein feiern wollten, ohne Starrummel. Daß sie ein einziges Mal in ihrem publicity-vergoldeten Leben Ruhe, Stille und Einsamkeit zu genießen wünschten.

Das allein war die Ursache ihrer verwegenen „Tarnung". Etwas anderes war es um den Hochzeitstermin. Der 2. Februar 1956 war als Hochzeitstag seit langem vorausbestimmt. Er lag sozusagen fest, ehe Walter Giller und Nadja Tiller von ihrer Liebe wußten ... Deshalb paßt es auch in den Ablauf der Dinge, daß es acht Tage vor der richtigen Eheschließung eine entsetzliche Enttäuschung gab: auf dem Standesamt der Künstlerkolonie Starnberg nämlich. An diesem 26. Januar 1956 standen um 11 Uhr vormittags unauffällig Starnbergs Bürgermeister Eduard Süskind, der Standesbeamte Erwin Steinherr, Starfotograf Willi Huttig und einige insgeheim mit Tips versehene Zaungäste bereit, um leise, leise, ohne Aufsehen — Walter Giller und Nadja Tiller zu verheiraten. Nur noch das Brautpaar fehlte. Wenn es pünktlich kam, gelang die Verschwörung — aber es kam nicht. Es kam nur ein Anruf Walter Gillers aus Berlin, daß ihn eine wichtige Unterredung abgehalten habe, er ließe vielmals entschuldigen, er bitte darum, den Termin um acht Tage zu verschieben.

Natürlich kam auch das in die Zeitungen. Und schon folgte einer tollen Vermutung die nächste. War alles nur ein Faschingsscherz? Hatten Nadjas Wiener Eltern die Eheschließung sabotiert? Waren die Papiere der österreichischen Staatsangehörigen Nadja Tiller nicht gekommen? Hatte Nadja ihre Wahl im letzten Augenblick bereut? Ja, man schrieb sogar: Walter habe die Trauung ohne Nadjas Wissen ansetzen lassen, um die Zögernde im letzten Augenblick zu überrumpeln!

Die Starnberger ärgerten sich sehr. Sie ahnten nichts vom wirklichen Grund der Verschiebung. Und die Starnberger „Bürger" in ihren hübschen Häusern am See, die Kollegen und Freunde Walters und Nadjas — Ruth Leuwerik, Hans Albers, Walter Müller, Vico Torriani, Marianne Koch, Kristina Söderbaum, Fita Benkhoff und wie sie alle heißen — auch sie ahnten nichts ...

Zur gleichen Zeit lieferten sich Walter und Nadja in ihrem kleinen neuen Haus in Berlin-Wannsee ihren letzten vorehelichen Streit. Walter hat ihn Wort für Wort erzählt.

Nadja: „Und wann wird die Trauung wirklich stattfinden?"

Walter: „Wenn alles dichthält, am nächsten Donnerstag, am 2. Februar."

Nadja: „Und sind dann alle Prophezeiungen erfüllt — können wir dann endlich leben wie andere Leute?"

Walter: „Auch das steht in den Sternen, Nadja. Vielleicht wiederum in einer Schrift, die wir falsch verstehen und falsch deuten — wie bisher."

Das Ja-Wort fiel vor der Kamera

„Giller!"

„Tiller!"

Alles lachte, als sich Walter Giller und Nadja Tiller, eben zu Kollegen bestimmt, in Halle II der Filmstadt Geiselgasteig den zusammengeführt und auf den fälligen Tiller-Giller-Diskurs wie auf eine Praliné gewartet.

Nadja wurde rot.

„Ich fürchte, mir haben die Sterne einen anderen Mann bestimmt", rief sie laut, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Paßt ausgezeichnet", antwortete Walter prompt, „mir haben die Sterne eine Königin proponiert."

Alle lachten, alle vergaßen ...

Aber alle sahen sich bald wieder. Das war, als Walter Giller und Nadja Tiller bei den Aufnahmen zur „Starparade" in Berlin waren.

Der Regisseur hatte verlangt, daß der Giller und die Tiller „in lebhaftem Gespräch" durch die Tür kämen, das aber vom Tonband nicht aufgenommen wurde.

Liebesbarometer

Krebs-Frau (geb. 21. 6. - 21. 7.) **und:**

Widder-Mann *(21. 3.—20. 4.): In dieser Ehe geht es immerfort über Hürden. Die sensible Krebs-Frau wird dem rasanten Widder-Mann vieles übelnehmen: bis sie seine Schwächen li•bt als die Kehrseiten seiner großen Vorzüge*

Stier-Mann *(21. 4.—20. 5.): Das schwankende Gemüt der Krebsfrau stützt sich auf die feste Säule des Stier-Mannes, den auch die Erdbeben ehelicher Krisen wenig erschüttern. Eine gute Ehe, wenn Sie mit den Waffen der Koketterie klirren.*

Zwilling-Mann *(21. 5.—21. 6.): Fast an den Idealfall grenzend: Sie schwimmen in einem heiteren Strom von Geist und Lebensfreude und bleiben jung dabei. Aber Sie bleiben nur jung, weil Sie den ewig Flüchtigen immer wieder einfangen müssen.*

IDEALFALL!

Krebs-Mann *(22. 6.—22. 7.): Sie werden den doppelten Reichtum an Gefühlskraft kaum verbrauchen können. Wenn Sie den wirtschaftlichen Unterbau verschaffen können, gibt es eine reiche, glückliche Ehe, in der Sie tausend Gelegenheiten haben, ihn aus Seelennöten zu retten und hinterher seinen überschwänglichen Dank zu genießen.*

Löwe-Mann *(23. 7.—23. 8.): Wenn Sie den eitlen Löwen anbeten und vergöttern, werden Sie seine Krallen entschärfen. Aber lassen Sie ihn auf keinen Fall merken, was Sie von ihm wissen. Die Nöte, die er Ihnen durch seine vielen Flirts verursacht, sind unbedeutend: er betrügt seine beste Freundin immer nur mit Ihnen!*

Jungfrau-Mann *(24. 8.—23. 9.): Er besitzt das Köpfchen, Sie das Herz. Dazu werden Sie beide von einem gemäßigten Temperament regiert: die Folge ist, daß Sie zwar tausend kleine Alltagshürden hinter sich bringen müssen, aber einander in Liebe und Treue viel schuldig werden. Das Glück wird vom Erfolg begleitet*

Waage-Mann *(24. 9.—23. 10.): Kann reizend sein, wie Sie aus seinen vorehelichen Attacken wissen. Sein männlicher Charme ist seine stärkste Waffe, aber die Waffe ist mit viel Eitelkeit geladen. Das merken seine Flirts so rechtzeitig, daß sie wie von selbst Königin seines Herzens bleiben. Sein Ehrgeiz bringt Titel und Ansehen!*

IDEALFALL!

Skorpion-Mann *(24. 10.—22. 11.): Eine wunderbare Gemeinschaft: Ihre empfindsame Seele findet in seiner unerschöpflichen Liebe die schönste Erfüllung. Der Kontrapunkt dieses Glückes: seine Eifersucht. Aber sie ist letztlich nur ein erneuter Beweis für seine Liebe*

Schütze-Mann *(23. 11.—21. 12.): Eine an- und aufregende Gemeinschaft erwartet Sie, sein steter Hang zum Wechsel treibt Sie oft zur Verzweiflung. Stellung, Beruf, Einkommen, Wohnung, Lieblingsfrau — nichts bleibt, alles fließt. Nur eine echte Frau kann ihm zum sicheren Anker werden.*

Steinbock-Mann *(22. 12.—20. 1.): Weil sich die Gegensätze anziehen, wird auf die stürmische Liebe eine gewisse Ernüchterung folgen. Sie werden zunächst als Enttäuschung verzeichnen, was Sie später als seine beste Seite erkennen: die Sicherheit seines Wesens und seiner Liebe*

Wassermann-Mann *(21. 1.—18. 2.): Ein lockerer Vogel, der gerne ausfliegt und ebenso gerne zurückkehrt ins warme Nest. Spricht gern von Kameradschaftsehe und Freiheit, fühlt sich aber pudelwohl, wenn er treu umsorgt, mit Liebe verwöhnt und zur Disziplin verführt wird*

IDEALFALL!

Fische-Mann *(19. 2.—20. 3.): Maßkleidung für Ihre Seele. Konnte nicht besser kommen! Hüten Sie den Schlüssel zum Geld, um seiner Phantasie keine Dummheiten zu ermöglichen. Sie leben mit ihm in zwei Welten: einer Welt voll Liebe und Nachsicht, und einer Welt voll Träume*

einander vorstellten. Man drehte eben „Illusion in Moll".

„Unsere Namensverwandtschaft mußte uns wohl einmal zusammenführen", sagte Walter mit einer aufmerksamen Verbeugung. Er wurde rot, weil er seiner Gliedmaßen nicht Herr wurde. In seinen Rollen schlenkerte er Arme und Beine nach Herzenslust, je weniger er mit ihnen anzufangen wußte, desto besser gefiel es den Regisseuren. Aber jetzt war es komisch. Jetzt hatte er eine ernsthafte Verbeugung vor dieser hübschen kleinen Frau versucht, und hatte es richtig machen wollen, Arme und Beine brav in der Gewalt. Und wieder hatte er alles durcheinandergebracht.

„Ich würde viel lieber Giller heißen statt Tiller", lächelte Nadja amüsiert, sah steil zu dem baumlangen Walter auf und bekam Angst, er falle um.

„Wissen Sie, jetzt bin ich für alle Leute das Tiller-Girl ..., das bleibt mir, da kann ich machen was ich will."

„Heiratet euch doch!" riefen da wie aus einem Munde Hildegard Knef und Hardy Krüger. Sie hatten eben die bei-

„Was sollen wir nur reden?" fragte Nadja, als sie zum ersten Mal am Arme Walters auf die Türe zuging.

„Einfach", antwortete Walter, „ich habe es mir schon zwölf Monate überlegt ..."

Nadja mit einer Gebärde, die der Regisseur laut lobte:

„Was sagen Sie, zwölf Monate überlegt — was ist es denn?"

Der Regisseur schrie dazwischen. Alles noch einmal.

Beim zweitenmal, noch vor der Tür, sagte Walter:

„Ich wollte Ihnen sagen, Nadja, daß ich Sie gern habe ..."

Nadja: „Ich Sie auch, Walter, aber Sie wollten doch etwas anderes sagen, nicht?"

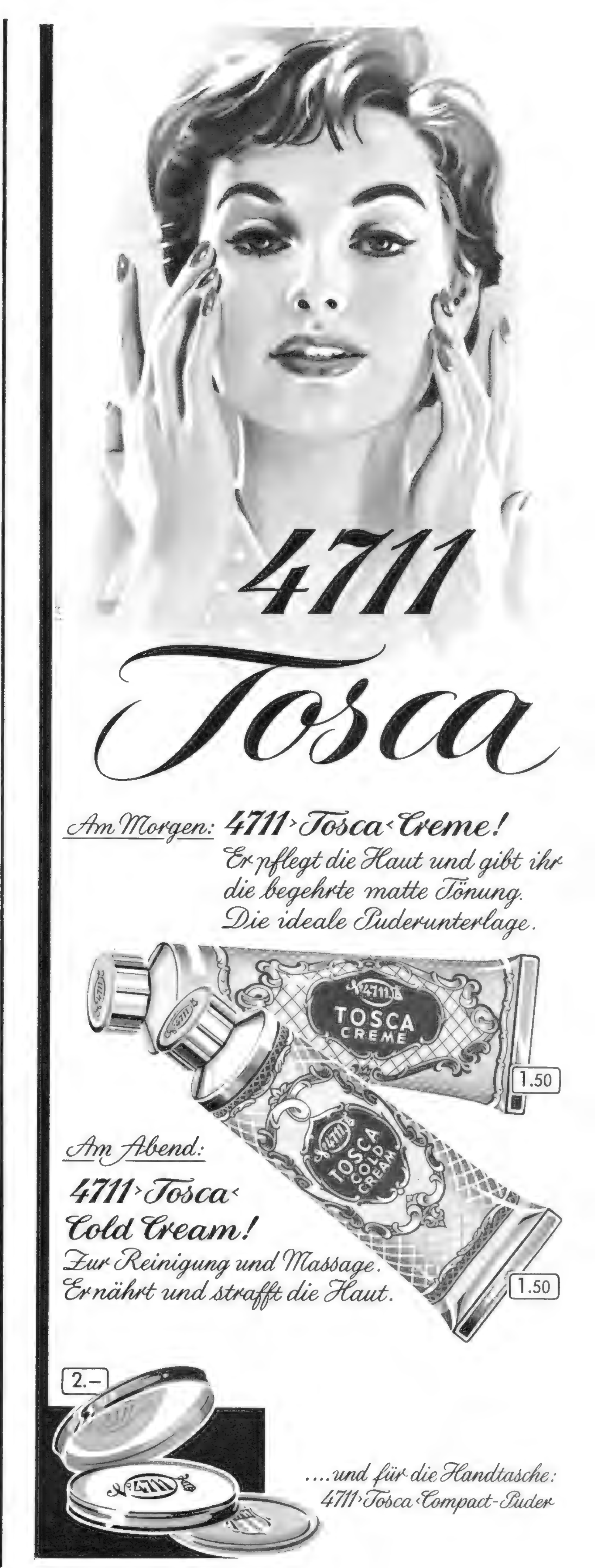
„Nein!"

Beim drittenmal „plauderte" Walter Giller am Arm Nadjas:

„Ich habe Sie so lieb, daß ich mir einfach nicht mehr zu helfen weiß, Nadja."

Nadja: „Sie verpatzen noch die Szene, Walter ...!"

Der Regisseur: „Großartig, wie ihr das macht, Kinder, aber ihr müßt mehr rechts



gehen, ihr kommt von links, sooo meine ich, also — nochmal!"

Beim vierten Male sagte Walter gar nichts. Nadja sah ihn groß an.

„Los!" rief sie leise, „reden Sie doch!"

Walter schwieg. Der Regisseur platzte.

„Reden! Reeeden, habe ich doch gesagt, lebhaftes Gespräch — seid ihr denn taub geworden ... nochmal, bitte!"

Beim fünftenmal plauderte Walter wie ein Mühlrad:

„Ach, Nadja, warum sagen Sie denn gar nichts ...? Bin ich denn blind ...? Ich hatte immer geglaubt, so ein ganz klein wenig hätten Sie mich auch gern ..."

Nadja: „Nein, keine Rede ..."

Walter: „Ach Gott, was habe ich dann angestellt ..."

Nadja, ganz leise: „Ich habe Sie keineswegs ein ganz klein wenig lieb, sondern sehr stark ..., nur ..."

Alles falsch. Der Regisseur hatte abermals einen Fehler entdeckt. Nochmal die Szene.

Beim sechsten Male verlangte Nadja, während sie am Arme Walters durch die bewußte Filmtüre ging, daß er ihr sage, wie um alles in der Welt er gerade auf sie verfallen sei.

„Es steht in den Sternen geschrieben", antwortete Walter pathetisch.

„Das habe ich mir schon gedacht, Sie sehen ja ganz so aus ... glauben wohl an Horoskope, was?"

Walter: „Natürlich".

Nadja: „Ich hab' Sie überhaupt nicht gern, damit Sie es wissen!"

Beim achten- und neuntenmal kam gar nichts heraus. Nichts von „lebhaftem Gespräch". Der Regisseur wurde heiser vor Gebrüll.

Beim zehntenmal kam die große Wendung, Walter Giller und Nadja Tiller legten ein so „lebhaftes Gespräch" hin, daß sich das ganze Personal die Hände rieb. Nur der Regisseur war noch nicht ganz zufrieden.

Bei der elften Wiederholung dieser Szene bestand das „lebhafte Gespräch" Walters und Nadjas nur noch aus Stichworten.

Walter: „Lieb?"

Nadja: „Sehr!"

Walter: „Immer?"

Nadja: „Bis zum Tode!"

Walter: „Wie alt wirst du etwa werden, Nadja, liebe ...?"

Nadja: „Zweihundert Jahre, Walter!"

Walter: „Dann ist alles gut, dann werden wir heiraten. Willst du bald?"

Nadja: „Ja".

Das „Ja" hörte kaum mehr jemand, weil der Regisseur um die Kamera tanzte und tobte. Diesmal vor Vergnügen. Es hatte alles vorzüglich geklappt.

Der Astrologe war kein Esel

Der Schauspieler Walter Giller hat einen gehörigen Weg zurückgelegt, um von 49 Zentimeter Geburtslänge seine heutigen 1.85 Meter zu erreichen. Dazu den Ruhm, ein ernsthafter Komiker zu sein. Dazu die Gewißheit, die erste deutsche Pariserin zur Frau zu haben.

Es war ein Weg der schönen Täuschungen.

Der in Recklinghausen am 23. August 1927 geborene Hamburger, dessen Vater Kinderarzt war und im Kriege starb, lag, kaum aus der Gefangenschaft entlassen, in Lazaretten und Sanatorien herum, verzweifelte dreihundertmal am Leben und wollte schließlich — Pfarrer werden.

In diesem Augenblick erschien ihm das Schicksal in liebreizender Gestalt. Eine kleine, süße Soubrette, mit deren Lunge es in jener Hungerszeit ebenfalls nicht zum besten stand, lag Tage und Wochen neben Walter im Liegestuhl, um, wenn nicht schon vom Essen, so wenigstens von der Luft gesund zu werden.

Jessie war — natürlich war sie reizend. Und Walter fand es rasend interessant, daß sie einen Astrologen kannte, an dessen Horoskope sie felsenfest glaubte. Jessie zuliebe glaubte auch Walter daran, noch ehe er sein erstes Horoskop gelesen hatte.

Es wurde ihm an einem späten Abend ins Haus gebracht, als er wieder bei der Mutter wohnte. Jessie war zu diesem Zeitpunkt immer noch im Sanatorium, Walter verdammte die frische Meerluft, die ihn so schnell gesund gemacht hatte.

Das Horoskop war lang, volle drei Seiten, und geheimnisvoll klangen eigentlich nur die letzten Sätze: „... am Ende werden Sie ein Diener Gottes. Aber viele Menschen werden über Sie lachen ... eine Königin wird Sie in Fesseln schlagen ... Hüten Sie sich vor beruflichen und privaten Festlegungen an den Tagen ..."

Die Tage waren merkwürdigerweise auf Jahre hinaus genau angegeben.

„Der Astrologe ist ein Esel!" sagte Walters Mutter.

Es nützte nichts mehr. Walter, der zwar ein großartiger Boxer, Turner und Schwimmer geworden war, war doch zugleich ein Grübler. Er hatte alles Talent zum Philosophen. Schon Jahre lang „ernährte" er sein Gemüt von einem vielfältigen Aberglauben. Daumendrücken, wenn es um das Gelingen eines großen Wunsches ging, die Schäfchen zur Rechten und zur Linken, die Spinne am Morgen, das Abklopfen am hölzernen Tisch, das Nichtverreden eines großen Vorhabens, die schwarze Katze über dem Weg, der glückbringende Kaminkehrer — das alles steuerte Walters Lebensgang seit Jahr und Tag. Und alles, alles traf ein. Oder auch nicht. Wenn jemand über Walters Aberglauben lachte, amüsierte er sich. Er war ganz zufrieden damit, seine üppige Phantasie auf diese brave und meist sehr bekömmliche Weise beschäftigt zu sehen.

„Der Astrologe ist kein Esel, Mama!" antwortete er und dachte an seinen alten Vorsatz, Pfarrer zu werden.

Die Aussicht, daß viele Menschen über ihn lachen würden, behagte ihm natürlich nicht. So einfältige Predigten würde er doch wohl nicht halten. Und das mit der Königin und den Fesseln? Nun gut, man muß den Astrologen einiges zugute halten. Wenn sie in der Hauptsache das Richtige sagten, dann durften sie auch einmal kleinen Irrtümern erliegen.

Das mit dem Pfarrerwerden ging freilich nicht recht voran. Zwar kannte Walter das Alte Testament bald fast auswendig, und sein Bücherschrank wuchs und gedieh trotz aller Bücherknappheit, aber die äußeren Umstände veranlaßten ihn immer wieder, das Studium noch eine Weile hinauszuschieben.

Inzwischen mußte man sich durchschlagen. Die Mutter heiratete ein zweites Mal, diesmal einen Zahnarzt. Mit dem verstand sich Walter gut. Aber er dachte nicht daran, von den falschen Gebissen anderer zu leben. Er wollte dem Stiefvater Zahnarzt nicht auf der Tasche liegen. Also suchte er sich, um das Studium der Theologie zu finanzieren, einen Aushilfsposten.

Das ging leichter als gedacht. Bei den Hamburger Kammerspielen suchte man einen Beleuchtungsvolontär. Walter bekam die Stelle, das Gehalt war erbärmlich — die Versprechungen bedeutend.

Walter, der seit seiner frühesten Kindheit eine unglückliche Liebe zur Technik pflegte, wurde der bedeutendste Beleuchtungsvolontär des Erdballs — um das Urteil einer sehr jungen und sehr hübschen Kollegin zu zitieren. Und so kam er vom Fleck. Der Theaterarchitekt nahm sich seiner an, und eines Tages rief sogar Oberspielleiter Ulrich Erfurth zum erstenmal nach dem tüchtigen Assistenten. Ein halbes Jahr nach dem Antritt des Aushilfspöstchens an den Hamburger Kammerspielen war Walter Giller Regie-Assistent bei Erfurth, bald darauf bei Helmuth Käutner, bei Wolfgang Liebeneiner, bei Bruno Hübner und bei Harald Paulsen.

„Laßt mich doch mal mitspielen!" sagte Walter eines Tages zu Erfurth. Er sagte es mehr aus Spaß, aber er bekam sein erstes Röllchen. Alles lachte über ihn. Walter ärgerte sich.

Er versuchte es noch einige Male. Wieder lachten die Leute. Da suchte, es war schon 1948 geworden, Käutner ein paar verrückte Kerle für seinen Film „Artistenblut". Walter Giller wurde einer dieser verrückten Jungen.

Als er am Abend dieses Tages in Käutners Büro kam, las er an der Wand den Rilkesatz: „Denn Schauspieler sind die Diener Gottes!"

Da ging ihm ein Licht auf.

Im nächsten Heft:

Nadjas Mutter tritt ab, weil Nadja auftritt — Die erste Filmszene, die niemand sah — Vom Hotel Adlon zum Standesamt — Sterne, in die Hand genommen

Ihr Wochen-Horoskop

für die Zeit vom 10. bis 16. März 1956

Widder (21. III.—20. IV.)



21.—31. III.: Eine überraschende Begegnung in dieser Woche wird Sie nochmals lehren, wie wenig Ihr Glück auf Geldbesitz, und wie sehr es auf Freundschaft und glücklichen Umständen beruht.

1.—10. IV.: Eine gewisse Glückschance werden Sie in dieser Woche trotz Ungeschick wahrnehmen und vielleicht auch verderben. Es gibt nur eine Hilfe: große Besonnenheit und statt Einbildung nur Selbstbewußtsein.

11.—20. IV.: Es gibt eine Menge kleiner Glücksfälle, die viel bekömmlicher sind als „das große Glück" — das niemals kommt. Sie müssen die Augen und das Herz aufmachen, um dieses kleine Glück immer wahrzunehmen — und zu teilen!

Stier (21. IV.—20. V.)

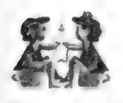


21.—30. IV.: Machen Sie eine Wendung und erwarten Sie das Glück nicht von spekulativen Unternehmungen, sondern allein aus Ihrem eigenen Verdienst. Vielleicht fehlt Ihnen nur der lange Atem, um Ihre Chance abzuwarten. Geduld!

1.—10. V.: Sie werden einer überlegenen Persönlichkeit begegnen, werden verwirrt sein und etwas zu spät begreifen, daß Sie es mit Ihrer Lebenschance zu tun haben. Treffen Sie die rechte Mischung zwischen Selbstbewußtsein und natürlicher Bescheidenheit.

11.—20. V.: Sie müssen mehr in den Himmel schauen, statt sich in die Maulwurfslöcher Ihrer häuslichen Probleme zu verkriechen. Überall blüht es von Glückschancen, nur Sie sehen es nicht.

Zwillinge (21. V.—21. VI.)

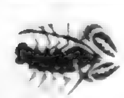


21.—31. V.: Mehr Mut, mehr Selbstvertrauen in dieser Woche! Es kann bei dieser vorzüglichen Konstellation wenig mißraten. Das Herz darf sich übrigens einige Kapriolen leisten, Sie werden nichts zu bereuen haben.

1.—10. VI.: Sie haben sich etwas festgerannt, Ihre Menschenverachtung und Ihr Haß auf die Welt sind sehr subjektive Ausflüsse eigenen Versagens. Mit mehr Bescheidenheit und mehr Naturnähe werden Sie rings um sich genau das entdecken, was Sie ewig suchen.

11.—21. VI.: Sie dürfen nicht wagen, einen Menschen fest an sich zu binden, wenn Sie die kommenden Konflikte voraussehen. Sie müssen sich alle Freiheit bewahren — indem Sie maßhalten und nur nehmen, was Ihnen bekommt, und was Ihnen zukommt.

Krebs (22. VI.—22. VII.)



22. VI.—2. VII.: Es kann sich sehr vorteilhaft auswirken, wenn Sie sich in dieser Woche eine gewisse Zurückhaltung auferlegen. Wenn Sie zuviel forcieren, zweifelt man an Ihren Kräften.

3.—13. VII.: Sie müssen Schluß machen mit dem endlosen Wunschträumen. Nur Zugreifen, Anpakken kann Ihre Situation retten. Also Mut und — langer Atem! Dann werden Sie plötzlich sehend für eine Überfülle von Glückschancen.

14.—22. VII.: Am Wochenende gibt es unvermutet Schatten über ein gewisses Glück. Sie sind selbst schuld, weil Sie sich zu schnell an das Glück gewöhnt haben. Schauen Sie ausnahmsweise Ihren Lebensgang zurück, sammeln Sie weise Einsichten.

Löwe (23. VII.—23. VIII.)



23. VII.—2. VIII.: Sie müssen allen Lebensmut und alle Heiterkeit aufwenden, um eine Prüfung zu bestehen. Danach können Sie sich Entspannung leisten. Versuchen Sie, im Rhythmus der Natur zu leben: ruhiger, gelassener.

3.—13. VIII.: Sie werden vor eine Entscheidung gestellt, deren Ausgang von außerordentlicher Bedeutung sein kann. Sie sollten unbedingt den Rat eines Partners hören und das letzte Wort eine Nacht überschlafen.

14.—23. VIII.: Sie lassen sich von Ablenkung zu Ablenkung verführen und verlieren dadurch das große Ziel immer mehr aus den Augen. Mehr Härte, mehr Besonnenheit! Nur so gewinnen Sie einen neuen Start.

Jungfrau (24. VIII.—23. IX.)



24. VIII.—3. IX.: Sie verwechseln wieder einmal Glück und Genuß. Die Genüsse, die Sie für das Glück halten, sind sehr flüchtig und viel zu billig. Das Glück folgt nur dem Verdienst, und es bleibt. Vorsicht auf einer Gesellschaft!

4.—13. IX.: Sie haben es sehr leicht in dieser Woche. Ein Erfolg kommt unmittelbar auf Sie zu, wird verkannt und erst im allerletzten Augenblick wahrgenommen. Die Lehre, die Sie daraus beziehen, bedeutet eine Glücksversicherung.

14.—23. IX.: Sie müssen diese Woche aktiv sein. Alles sollte gelingen: Reisen, Begegnungen, geschäftliche Vorhaben, sogar verwegene Liebesattacken. Die Konstellation ist einzigartig — aber sie dauert kaum an!

Waage (24. IX.—23. X.)

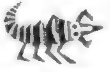


24. IX.—3. X.: Einer Versöhnung folgen mutmaßlich erneute Auseinandersetzungen und, viel zu spät, die Einsicht, daß es so nicht geht. Versuchen Sie, dem Herzen den Verstand und die Vernunft beizuordnen.

4.—13. X.: Sie kommen sehr unvermutet unter einen Glücksregen. Da er einem großen Verdienst folgt, wird der Regen sehr bekömmlich sein und Ihnen einen vorzeitigen Frühling bescheren.

14.—23. X.: Sie wandeln zwischen mehreren, schwer erkennbaren Chancen. Bevor Sie eine Entscheidung treffen, sollten Sie in Ruhe meditieren: einen Blick ins Innere werfen.

Skorpion (24. X.—22. XI.)



24. X.—2. XI.: Übertriebene Zurückhaltung hat Ihnen ein gewisses Glück verscherzt. Sie sollten zupacken, gerade in dieser Woche kann Initiative weitreichende Folgen haben. Und das nicht nur im Beruf . . .

3.—12. XI.: Sie müssen Ihrem Partner das Gefühl geben, daß Sie ihn brauchen. Das wird seine besten Kräfte wachrufen und Ihnen zugleich jene Harmonie bescheren, deren Fehlen Sie immer als Ihr Unglück betrachten.

13.—22. XI.: Sie müssen Herz und Vernunft auseinanderhalten, wenn Sie auf den Begegnungen dieser Woche vor Entscheidungen gestellt werden. Was das Herz verlangt, muß ihm gehören — ehe es altert.

Schütze (23. XI.—21. XII.)



23. XI.—3. XII.: Sie schwimmen in der Mitte eines Glücksstromes und wissen es glücklicherweise. Damit werden Sie die Klippen dieser Woche leichter überwinden: im Grunde bedeuten sie nur den Kontrapunkt (des Leides), der Ihre Lebensmelodie verschönt.

4.—13. XII.: Sie verstricken sich immer mehr in eine Konstellation, der Sie nicht ganz gewachsen sind. Sie haben zuviel gewollt, zuviel erreicht und Sie vergessen, dem stillen Wachstum Zeit zu lassen. Ein Glück, daß Sie aus Eifersucht Gewinn zu machen verstehen.

14.—21. XII.: Einige schlechte Angewohnheiten weniger, und Sie treffen in dem Augenblick, wo Sie es am wenigsten erwarten, auf das große Glück. Es nähert sich dem alten Ideal: es wartet aber darauf, daß auch Sie noch dem Ideal gleichen.

Steinbock (22. XII.—20. I.)



22. XII.—1. I.: Neue Möglichkeiten wachsen, in einem Falle können Sie kräftig nachhelfen. In Herzensdingen sollten Sie ausnahmsweise einmal alle Zurückhaltung aufgeben und versuchen, mit unbefangener Offenheit das rechte Wort zu sagen.

2.—11. I.: Wenn Sie ausspannen, sollten Sie versuchen, mehr im Rhythmus der Natur zu leben und jegliche „Unterhaltung" sein zu lassen. Mit einem ruhigeren Atem kommen Ihnen Besonnenheit und neue Gedanken zu: genau das aber haben Sie nötig, um dem Glück Vorschub zu leisten.

12.—20. I.: Sie haben die größten Krisen hinter sich und sollten keine Trauer fühlen. Aus Ihren Erfahrungen ist Weisheit geworden, Sie sind als Menschenkenner einen Rang höher gekommen — und dem wahren Glück um drei Schritte näher.

Wassermann (21. I.—18. II.)

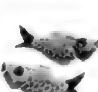


21.—31. I.: Die Gunst des Augenblicks wird überschätzt. Sie werden in dieser Woche einsehen, daß alles, was bleibt, ein langes Wachstum braucht. Ihr Herz sollte sich hüten, vor dem Wochenende allzu große Freiheit zu fordern.

1.—11. II.: Pech ist kein Unglück, Sie haben ja Ihre besten Kräfte erkannt und sind jetzt dem Erfolg auf den Fersen. Warum verkennen Sie immer noch das Glück, das sich in der Gegenwart eines lieben Partners manifestiert?

12.—18. II.: Die Ruhe dieser Woche ist etwas trügerisch. Es kann nicht schaden, wenn Sie unbeirrbar auf Ihr wichtigstes Ziel losgehen und alle Ablenkungen vermeiden. Ein Erfolg wird sich als köstliche „Ablenkung" herausstellen.

Fische (19. II.—20. III.)



19. II.—1. III.: Vorsicht vor Infektionen! Sie müssen überhaupt mindestens vierzehn Tage sehr auf Ihre Gesundheit achten. Im Zusammenhang mit einer neuen Begegnung gibt es Unannehmlichkeiten, die sich später überraschend in ein tolles Glück verwandeln.

2.—11. III.: Machen Sie sich nichts aus dem kommenden Ärger, ziehen Sie sich in Ihr Glücksgehäuse zurück und warten Sie ab. Sie sind so oder so am Zuge!

12.—20. III.: Die gegenwärtigen Spannungen werden rasch abklingen — was noch nicht heißt, daß Sie endgültig über dem Berg sind. Viel Takt, viel Nachsicht, viel Selbstsicherheit (an Stelle von Einbildung) kann zum erwünschten Ziel führen.



Günstige Aussichten bieten sich sowohl in geschäftlichen wie in persönlichen Dingen allen, die ihre Geburtstage unter folgenden Daten finden:
7. u. 20.—24. Januar, 24.—28. Februar, 5., 11. u. 30. März, 15.—19. April, 1.—3. u. 11.—15. Mai, 30. Juni, 3.—7. u. 23.—27. Juli, 1. Aug., 20.—27. Sept., 8.—11. Okt., 3.—5. u. 16.—19. Nov. 20. und 30./31. Dezember.

Glückspilze sind in dieser Woche alle, die an einem der folgenden Tage geboren sind:
20. Januar, 11. u. 24. Februar, 5. März, 20. April, 3. u. 20.—21. Mai, 30. Juni, 23. u. 30. Juli, 11. September, 11. Oktober, 5.—7. November, 20.—23. Dezember

Sünde wider die Liebe

Fortsetzung von Seite 19

einer Stunde kannte Marina sein ganzes Leben und hatte für lange Zeit Stoff genug, um sich in ihrer Phantasie mit ihm zu beschäftigen.

Marina sprach wenig. Es fiel ihr schwer, ihr Herz auszuschütten, obwohl sie durch seine natürliche, jungenhafte Art bereits eine große Vertrautheit empfand.

Sie bemerkte nicht, wie rasch die Stunden verflogen, und erst als der Ober fragte, ob er ihnen die Abendkarte vorlegen dürfe, kam sie erschreckt zu sich. Nervös ließ sie sich in den Mantel helfen.

Marina fuhr ziemlich schnell. Christian legte seinen Arm um ihre Schulter und war ganz nah an sie herangerückt. Marina, irritiert, stoppte den Wagen.

„Das ist gefährlich, Christian."

Ehe sie weitersprechen konnte, hatte Christian sie fest an sich gezogen. Ihre Lippen fanden sich in einem langen verzehrenden Kuß.

★ ★
★

Schlechtes Gewissen. Herzklopfen, wenn das Telefon läutete. Flüsternde Gespräche. Drängendes Werben, zögerndes Nachgeben.

So kommt es zu einem zweiten Treffen. So kommt es zu einem dritten Treffen. Acht Wochen nach dem Ball gibt sie seinem Bitten, zu ihm zu kommen, nach. Marina war ungeheuer aufgeregt. Nachdem sie im Rückspiegel ihre Lippen sorgfältig nachgezogen hatte und mit dem Kamm durch ihre blonden Locken gefahren war, ließ sie den Wagen in einer Seitenstraße stehen. Mit schnellen Schritten eilte sie etwas scheu zu dem Haus, dessen Nummer Christian ihr angegeben hatte. Als sie die Flurtür erreicht hatte, an der unter dem Namen der Wirtin eine Visitenkarte „Christian Hoffmeister, Schauspieler" mit Reißnägeln befestigt war, zögerte sie einige Atemzüge lang. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse.

Christian hatte den Kaffeetisch mit Blumen geschmückt.

Sie fand es rührend, daß er sich soviel Mühe gemacht hatte, und versuchte, ihre Erregung zu verbergen, indem sie etwas leichthin sagte:

„Sie halten mich hoffentlich nicht für eine leichtsinnige Person."

Christian nahm ihre Hände zwischen die seinen und führte sie inbrünstig an seine Lippen.

„Ich liebe Sie, Marina."

„Ich liebe dich, Christian", gestand sie mit dunkler Stimme.

Christian riß Marina in seine Arme:

„Seit ich dich zum erstenmal ..." Er sprach nicht weiter, er küßte sie leidenschaftlich. Sie dachte: Ich hätte nicht hierherkommen dürfen, und flüsterte:

„Ich habe Angst ...!"

Marina empfindet eine große Schuld. Aber dieses Schuldgefühl wiegt nichts gegen die Leidenschaft, von der sie in dieser Stunde ganz beherrscht wird. Willenlos überläßt sie sich den herrischen Liebkosungen Christians, der sie auf die Couch gezogen hat.

„Sage mir, wie sehr du mich liebst", flüstert sie an seinem Mund.

„Ich liebe dich, Marina — aber versteh mich recht ... wenn du jetzt meine Geliebte wirst, dann Marina ... kannst du mich dann noch deinem Mann vorstellen? Du weißt ... ich muß mit ihm sprechen, nur er kann mir die Rolle geben. Von dieser Rolle hängt alles für mich ab ... Ich muß es schaffen!"

Marinas Gesicht war ohne Ausdruck, ihre Augen ohne Blick, ihr Mund ohne Worte, ihre Bewegungen mechanisch. Wie in Trance schloß sie die Knöpfe ihrer Bluse, nahm Mantel, Tasche und Handschuhe.

Sie hätte später nicht zu sagen vermocht, wie es ihr möglich war, den Wagen nach Hause zu steuern.

★ ★
★

Monate vergingen. Die Erinnerung retuschiert. Das Gedächtnis verdrängt das Widerwärtige vergangener Erlebnisse, um sich um so deutlicher die schönen Augenblicke zu bewahren. So konnte es geschehen, daß Enrico Coppo in Marinas Leben trat.

Das geschah, als Marina mit Beate auf einer Café-Terrasse saß und während eines Föhntages im Angesicht der nahegerückten Berge ihren Nachmittagskaffee trank.

Enrico war etwa 30 Jahre alt, nach der neuesten Mode gekleidet und so schwarz, wie sich eine blonde Deutsche einen Italiener vorstellt. Gepflegte Hände, schmales rassiges Gesicht, interessant wie ein Renaissancefürst.

Beate war der liebenswürdige Anlaß zu einem Gespräch zwischen den beiden. Ein roter Porsche stand vor dem Restaurant, und Beate wurde eingeladen, den Wagen zu inspizieren. Da das nicht ohne die Aufsicht der Mutter geschehen konnte, stieg Marina mit ein.

Dem Kind zuliebe beteiligte sie sich an einer kleinen Probefahrt. Aus der Probefahrt wurde eine Fahrt ins Blaue. Die Sonne blendete, und nicht weniger die heiter-verbindliche Art des außerordentlich wohlerzogenen Mannes.

Sie kehrten erst um, als die Sonne nicht mehr in die Augen stach. Da die Begegnung mittlerweile, nicht zuletzt durch Beates Einfluß, unbekümmert-kameradschaftlich geworden war, schien es Marina am Ende dieses Nachmittags möglich, Enricos Vorschlag, die lustige Fahrt zu wiederholen, anzunehmen.

★ ★
★

Damit begann ein Flirt, der Marina zur begeisterten Anhängerin romanischer Umgangsformen machte. Die Grandezza Enricos entzückte sie immer mehr. Es dauerte nicht lange, und sie begeisterte sich für den Schönheitssinn der alten Römer, für etruskische Kunst, Michelangelo, Puccinis Melodien und für das gestenreiche Kavalierstum junger Italiener.

Enrico hatte in ihren Augen etwas von Boccaccio und Casanova.

Bald war sie so verliebt, daß sie keine Sprosse von ihrer Himmelsleiter heruntersteigen mußte, als der Porschewagen-Besitzer eines Tages freimütig erzählte, daß er Exportkaufmann in Südfrüchten sei. Marina sah nur auf den Menschen, und der gefiel ihr.

Enrico saß mit Marina hinter den hohen Scheiben des Café Ferdinand, in dem sie sich bald mit erstaunlicher Regelmäßigkeit trafen. Während er sprach, betrachtete er seine gepflegten Fingernägel.

„Ich habe viel über Sie nachgedacht, Marina. Ich mache mir Vorwürfe. Sie haben ein Kind. Sie haben einen Mann. Sagen Sie mir, was er denken würde, wenn er uns hier sähe?"

„Ich möchte nicht, daß er uns hier sähe", sagte Marina leise.

„Ist er eifersüchtig?"

„Aber ja."

„Sind Sie sicher, Marina?"

„Mein Mann ist sehr beschäftigt. Vielbeschäftigte Männer vernachlässigen ihre Frauen aus Egoismus, und aus Egoismus werden sie auch eifersüchtig."

Enrico legte beschwörend seine rechte Hand auf die Brust:

„Ich bin eifersüchtig aus Liebe ... ich bin wahnsinnig eifersüchtig, teure Marina."

„Sie, Enrico?! Aber ... auf wen sind Sie denn eifersüchtig?"

„Auf Ihren Mann. Auf alle Männer, denen Sie begegnen."

„Denken Sie denn wirklich so viel an mich?" In Marinas Ton schwangen Zweifel und eine unverhohlene Freude mit.

„Tag und Nacht!"

Marina streckte Enrico spontan ihre Hand entgegen. Die wurde von seiner schmalen braunen Hand blitzschnell ergriffen und mit den festen, harten, männlichen Fingern zugedeckt, wie wenn er sie beschützen müßte.

Sie schwiegen und sahen sich in die Augen. Beide fühlten, wie vielsagend dieses Schweigen war.

Das Gespräch gewann schnell an Wärme.

„Ich denke auch zuviel an Sie", gestand Marina und senkte den Blick auf die braune Hand Enricos. Sie glaubte zu

fühlen, wie sich sein Pulsschlag auf ihre Hand und ihren Arm übertrug und fortsetzte bis in ihr Herz.

„Ich bin sehr einsam", fuhr sie fort, als Enrico mit zusammengepreßten Lippen und tragischem Blick dem Schicksal zu trotzen versuchte, das sich seiner Leidenschaft so wenig fügen wollte.

Marina sprach weiter:

„Aber verstehen Sie mich richtig. Ich sage das nicht nur so, wie es vielleicht andere Frauen tun. Ich spekuliere nicht. Ich habe einen sehr guten Mann. Daß ich bei ihm einsam bin, ist nicht seine Schuld. Ich kann es Ihnen nicht weiter erklären. Jedenfalls, Enrico, Sie haben keinen Grund, auf ihn böse zu sein!"

Enrico war Marinas Mann nicht böse, er grollte nur dem Schicksal. Sonst war er sehr zufrieden; denn er hörte aus Marinas Mund genau das, wonach es ihn verlangte. In jedem Römer steckt ein Romeo, in jedem Italiener ein Mann, der die Neigung zeigt, blonde Frauen wie Raffaelsche Madonnen zu verklären, um gleichzeitig in tausend Zweifel zu fallen, wenn diese blonden Madonnen nordische Nüchternheit zeigen.

„Aber er ist Ihr Mann!" sagte Enrico heftig und drückte die zarte Frauenhand, als habe er das Schicksal am Kragen.

„Er ist mit mir verheiratet", korrigierte Marina nach einem kurzen Seufzer, „aber er ist nicht mein Mann. Verstehen Sie?"

In Enricos Herz staute sich das Blut. Die Aussicht, die sich mit diesen Worten Marinas eröffnete, übertraf alle seine Erwartungen. Zugleich aber sah er sich vor Dantes Höllenpforte. Denn das ist die Empfindung jedes Italieners aus guter Familie beim Herannahen eines Ehebruches, in den er sich verwickelt sieht.

„Lassen Sie es doch die Leute sehen! Was kümmert es mich! Ich werde zu Ihrem Mann fahren und ihm alles sagen!"

Marina fand es großartig. Nicht Enricos Vorhaben, sondern seinen Überschwang. War das ein Heiratsantrag? Sie konnte es sich nicht versagen, alles ganz auszukosten.

„Würden Sie mich heiraten?"

Enrico stürmte weiter:

„Ich werde Sie heiraten!"

Marina schwieg benommen. Das Glück überschwemmte sie. Dennoch baute sie sofort den ersten Damm gegen den wilden Strom.

„Wir sind beide irgendwie verrückt, wie soll ich sagen. Wir sind töricht, nicht wahr? Aber wir müssen aufhören damit, Enrico. Lassen Sie mich nach Hause fahren. Lassen Sie mich über alles nachdenken. Und übermorgen werden wir uns wiedersehen. Wollen Sie?"

„Wollen! Wie Sie fragen, verehrte Marina! Wo? Wo sehe ich Sie wieder?"

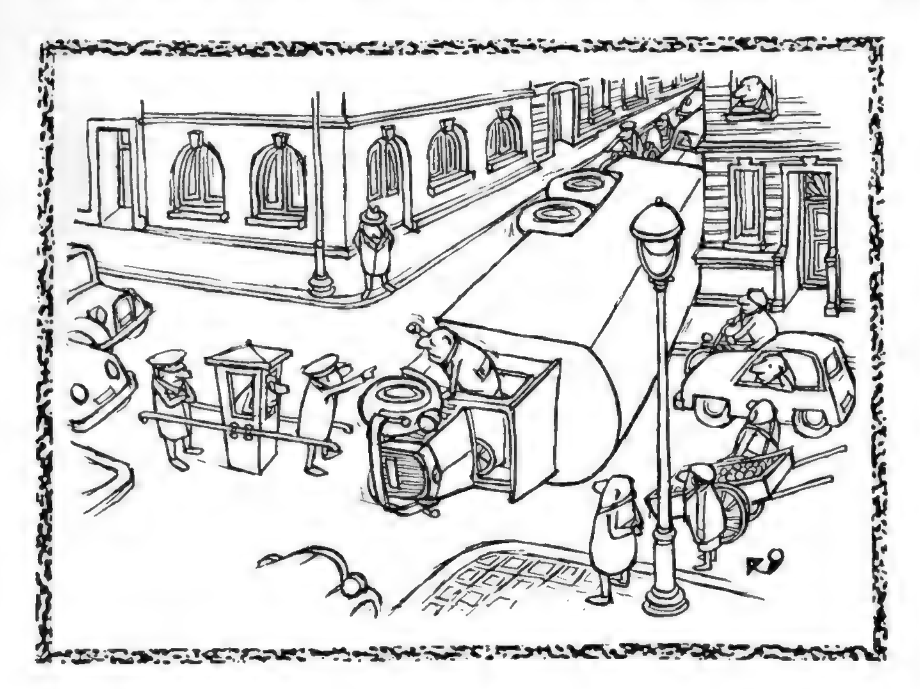
„Wie immer hier."

Als Marina an diesem Abend vor ihrem Toilettentisch stand und in den Spiegel blickte, bewegte sie die Lippen, als sie stumm zu sich selber sprach:

„Enrico liebt mich. Er will mich heiraten!"

* * *

Enrico war ein wunderbarer Anbeter. Marina hatte nicht einmal geahnt, daß es so etwas gab. Jetzt schwamm sie verzückt auf den Wogen weiblicher Seligkeit dahin. Trotz der Erfahrungen mit Christian vertraute sie den Worten ihres feurigen Freundes. Was andere



Enrico hob Marinas Hand und küßte sie galant. Das verringerte den Abstand zwischen ihm und der erregenden Frau und vermehrte ihn zugleich. Es war ein genußvoller Widerstreit, der außerdem einen Zeitgewinn einbrachte. Den aber hatte der elegante römische Exportkaufmann nötig, um sich über seine Gefühle klar zu werden.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie Ihren Mann nicht mehr lieben?" fragte er mit todernstem Gesicht.

Marina senkte den Kopf und schwieg.

Das Blut dröhnte in Enricos Adern. Er griff mit bebender Hand nach Marinas Arm und hatte Mühe, sich zurückzuhalten.

„Ich liebe Sie! Wissen Sie, daß ich Sie liebe? Als ich Sie zum erstenmal sah, Ihr Töchterchen, die Fahrt mit Ihnen in die Sonne hinein, schon damals wußte ich ..."

Marina sah auf den schwarzen Onyx mit dem eingravierten Wappen auf der nervigen Hand ihres neuen Freundes. Wie heiße Lava strömten seine Ausbrüche über sie hin. Italien glühte, die blaue Ferne, Lorbeer und Zypresse. Marina war Beatrice, sie war Julia. Vielleicht, fragte eine lockende Stimme in ihrem Inneren, kam jetzt das große Erlebnis. Sie flüsterte zurück:

„Geben Sie acht, Enrico! Man kann uns sehen."

Enrico beschwor sie:

Frauen schon als Backfische ahnen und später als instinktbegabte Mädchen wissen, daß es nämlich auf dem Gebiet der stärksten Affekte mehr Glatteis gibt als sichere Wege, war ihr noch unbekannt.

Zunächst schien es, als könnte nichts passieren. Enrico war ein Kavalier. Er beschwor seine Liebe in nimmermüdem Überschwang, sooft es die Umstände zuließen. Ein paar Fahrten ins Gebirge, Cafés am dunklen See, einsame Spaziergänge Hand in Hand am Rande der Wälder. Enrico warb wie ein Minnesänger um seine keusche Dame.

Es wäre alles gut gegangen, wenn er nicht wieder auf die Idee einer Heirat gekommen wäre.

Immer, wenn sie im Café Ferdinand zusammensaßen, begann er davon.

Marina sagte ihm, daß sie Beate über alles liebe und niemals ohne sie leben würde. Außerdem sei bei ihrem Mann mit dem größten Widerstand zu rechnen.

„Er gibt mich nicht frei", stieß sie beschwörend heraus, „glaube es mir. Er hat ein Druckmittel, jede Scheidung zu verhindern. Er führt ein untadeliges Leben, nicht das geringste ist ihm vorzuwerfen. Wenn ich mich eines anderen Mannes wegen scheiden lassen will, verlangt er Beate. Jeder Richter spricht sie ihm zu."

„Dann liebst du das Kind mehr als mich?" stieß Enrico hervor.

Er verlangte eine klare Entscheidung.

Fortsetzung folgt.

Sind Giraffen stumm?

Fortsetzung von Seite 12

nämlich dort aus Glasbausteinen eine helle, drei Stockwerk hohe Vorhalle errichtet, in der sie zusammen mit den Elenantilopen bei Wind und kaltem Regen unterschlüpfen und trotzdem gemächlich auf und ab spazieren können. So gibt es eigentlich keinen Tag im Winter, an dem diese Afrikaner nicht doch an die frische Luft kommen.

Jetzt fand der Giraffenwärter Eichhorn beim Saubermachen des Geheges einen Placken Schleim. Nachdenklich sah er in die Luft empor zum Leibe Lieschens, die neben ihm stand, wie immer an seiner Morgenarbeit interessiert. So entdeckte er, daß ihre braungelb gefleckte Bauchdecke sich von Zeit zu Zeit in leichten Wehen zusammenzog. Herrn Eichhorn klopfte das Herz. Das sollte die erste Giraffengeburt werden, die er erlebte, ja das erste Giraffenkind, das in dem bald hundertjährigen Frankfurter Zoologischen Garten zur Welt kam.

Er ließ das hohe Rolltor beiseite schweben, und Lieschen trat im stelzigen Paßschritt in die lichtgrüne Innenhalle, vor deren gläserner Gegenseite eine Wand aus strotzenden Tropenpflanzen emporwuchert. Die geschwungenen Wandelgänge für das Publikum, das sich sonst wie ein dunkler Strom kribbelnder, summender Ameisen tief unten zu Füßen der lichten Turmgeschöpfe vorbeischiebt, waren um diese Tageszeit noch ganz leer. Die junge Giraffe sollte ihre erste Geburt in aller Ruhe durchmachen.

Erstgeburten „ins Unreine"

Erstgeburten machen uns Zooleuten häufig Sorgen. Die Jungtiere sind oft schwächlich, und die Mütter nehmen sie mitunter nicht an oder kümmern sich wenig darum. Als vor drei Jahren im Baseler Zoo die erste Schweizer Giraffe zur Welt kam, benahm sich die junge Mutter, als ob das Kind gar nicht zu ihr gehöre. Sie leckte es nicht, sie lief achtlos umher und trat auf ein Bein des Neugeborenen, so daß es mit einem scheußlichen Knacks zerbrach. Das Tierchen mußte geschient und mit der Flasche großgezogen werden. Es war aber so schwächlich, daß man es nach einem halben Jahr aus Mitleid tötete. In Afrika hätte es wohl die erste Nacht nicht überlebt. Es dünkt mich, als ob Erstgeburten bei manchen Tieren gewissermaßen „ins Unreine" geschehen; der Mutterinstinkt hat sich noch nicht voll entfaltet.

Auch unser Lieschen stand vor ihrer ersten Geburt. Es benahm sich ganz wie sonst und knabberte an dem Heukorb, den wir wohlgefüllt mit duftender Luzerne aus dem unsichtbaren Heuboden, an einer Laufkatze hängend, in die Halle gleiten ließen, bis er frei in der Luft fünf Meter hoch neben ihrem Kopf schwebte.

Alle zehn oder 15 Minuten arbeiteten die Wehen. Wir rätselten, wie verpackt und verschachtelt wohl die langen Stelzenbeine und der Hals des Giraffenkindes in diesem kurzen Mutterleib steckten, der doch gar nicht umfangreicher geworden war. Um 11.45 Uhr trat ein Vorderfuß hervor; weich und gequollen der spitze Huf, damit er nichts verletzen konnte. Dann folgte ein wenig dahinter der zweite.

Ob das Junge wohl richtig lag, so daß alles glatt ging? Fünf Minuten vor 12 Uhr kam mit einem leichten Ruck das Köpfchen heraus, die kurzen Hörner nach vorn und unten umgeklappt. Kein gehörntes Tier wird mit seinen Kopfvorsprüngen geboren, aus gutem Grund. Bei den meisten anderen fangen sie überhaupt erst nach der Geburt an, aus dem Kopf hervorzusprießen.

Unruhig ging die Mutter hin und her. Kurz vor der Wand warf sie wie immer ihren riesigen Kopf in über fünf Meter Höhe mit einem Ruck nach oben und rückwärts, ohne jemals die Mauer wirklich zu berühren. Dann rückte der lange Hals des Jungen immer mehr in die Welt hinein, mal zog er sich wieder ein Stück zurück, mal wurde er weiter herausgedrückt. Das Tierkind atmete noch nicht. Aber es lebte. Die lange, schwarzbläuliche Zunge bewegte sich, sie leckte bereits über Nase und Mund. Wieder ein lautloser Ruck, den man trotzdem zu hören glaubte: die Schultern kamen her-



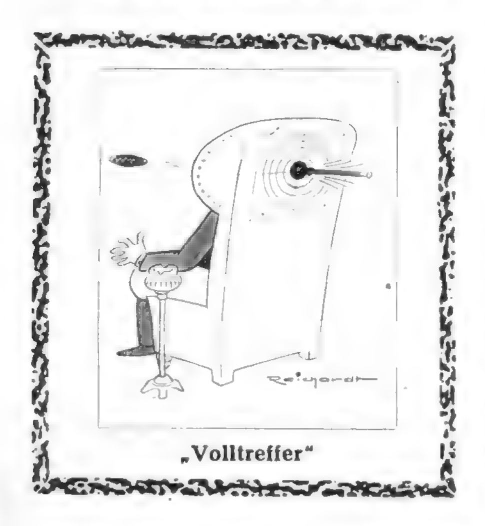
vor, dann glitt der ganze Hinterleib heraus.

Ausgerechnet bei Giraffen werden die Jungen im Stehen geboren, aus über zwei Meter Höhe stürzen sie herab auf die Mutter Erde. Trotzdem fiel das Junge nicht auf den Kopf. Es drehte sich im Fallen, und die Schwerkraft bewirkte, daß es seitwärts auf den Rücken zu liegen kam. Ein wenig zitternd begann der Brustkorb zu atmen. Zum erstenmal strömte die Luft in die Lungen, die noch klein und zusammengefaltet waren. Sie blähte sie auf und dehnte sie in ihre Gestalt, die sie jetzt jahrzehntelang bis zum Tode beibehalten werden.

Diese Luft war besonders wohlvorbereitet und afrikanisch. Ich glaube nämlich gar nicht, daß unsere exotischen Pfleglinge in den Zoos so überaus hohe Wärme brauchen. Von meiner zweiten Afrikareise an habe ich immer ein Thermometer bei mir, und wenn es mir ganz besonders drückend vorkommt, werfe ich einen Blick darauf. Das gibt manchmal Überraschungen. 26, 28, 30 Grad, manchmal auch nur 18. In der Steppe, wo Giraffen und die meisten Antilopen leben, kann es in der Nacht sogar recht kalt werden. Es ist die hohe Luftfeuchtigkeit, die uns dort so schwitzen läßt. Bei uns ist es viel trockener, und das erst recht im Winter in unseren Tierhäusern mit ihren Zentralheizungen.

Deswegen habe ich in unserem neuen Giraffenhaus überall versteckt Düsen eingebaut, durch die Preßluft unsichtbar feinen Wasserstaub heraustreibt. Auf einer Uhr kann ich einstellen, wie oft und wie lange das am Tage geschehen soll, je nachdem, was der Feuchtigkeitsschreiber, der bei uns in jedem Tierhaus steht, für einen Wassergehalt der Luft aufzeichnet. Ich habe diese Düsenspritzanlage den modernen Theatern abgesehen, wo man sie den Opernsängern zuliebe eingebaut hat. Ein unsichtbarer Wasserstaubregen vor der Bühnenöffnung schlägt dort den Staub nieder, der sonst die Stimmbänder der Künstler reizt.

Leider habe ich durch diese neue Erfindung selbst viel erdulden müssen. Weil unser abgebranntes, großes Zoo-Gesellschaftshaus neu aufgebaut wird, mußte ich meine Behelfswohnung in der Ruine räumen und mich für ein paar Monate mit meiner Frau im Obergeschoß des Giraffenhauses einquartieren. Dort sitzt auch, für die Tiere unhörbar, die verwickelte Maschinerie, die die Düsen in Tätigkeit setzt. Sie schaltet sich wie mit



„Volltreffer“

einem Paukenschlag ein und summt und brummt solange, wie der Wasserstaub spritzt. In der ersten Zeit fielen wir immer beinahe aus dem Bett, wenn das Konzert losging.

Genau um 12.14 Uhr berührte das Giraffenkind Frankfurts Boden. Das ist, zumindest mit den Augen von Tierleuten gesehen, ein bedeutsamer Augenblick, der in die Geschichte der alten Reichsstadt eingehen muß. In Frankfurt sind viele deutsche Kaiser gekrönt worden, Goethe ist hier zur Welt gekommen, aber Thulo ist immerhin die erste Giraffe, die in Hessen ihre Augen aufschlug, seitdem die Franken an der Mainfurt ihre Siedlung bauten. Noch lag das nasse struppige Tierchen auf der Erde, aber bald richtete sich der Hals auf wie das Vorderende einer Schlange, wackelnd und unsicher. Er pendelte hin und her und berührte immer wieder die Erde. Die Mähne stand aufrecht, aber die Haarbüschel waren zusammengeklebt wie Streichhölzchen. Der kleine Kerl sah putzig wie ein Spieltierchen aus. Aus über fünf Metern Höhe senkte sich der Riesenkopf der Mutter herab, und sie leckte ihren Sprößling am Kopf und am Körper. Bald machte er seine ersten Stehversuche. Die meterlangen Beine wollten aber nicht gehorchen, sie glitten aus, und das Giraffenbaby fiel immer wieder zurück. Endlich, gegen 16 Uhr, gab Wärter Eichhorn Hilfestellung. Er setzte seinen Fuß an das Hinterbein des Kindes, so daß es Halt faßte, und dann stand der kleine Kerl schwankend und wackelig auf seinen vier langen Beinen. Er war schon höher als wir, knappe zwei Meter. Das Baseler Baby war mit 1,20 m geboren worden und erst nach sechs Monaten bis auf zwei Meter gewachsen.

Ungeschickt ging der kleine Thulo auf seine Mutter zu. Ein dunkler Trieb, den er aus ihrem Leibe mitgebracht hatte, drängte ihn zwischen ihre Beine. Immer wieder trat Lieschen beunruhigt zur Seite. Aber schließlich gelang es dem Kleinen, Kopf und Hals zwischen den Vorderbeinen der Mutter unter ihren Bauch zu schieben und an das Euter zu gelangen. Um 20.45 Uhr abends trank er das erste Mal mit lautem Schmatzen, und die Mutter duldete das drei Minuten lang. Sie leckte ihm dabei den Rücken.

Wir atmeten auf. Das Kind war gesund, es stand, es lief, die Mutter hatte es angenommen. Das Spiel war fürs erste gewonnen! Lieschen hatte sich viel weniger aufgeregt als wir. Gleich nach der Geburt hatte sie Heu aufgenommen und Wasser getrunken.

So hat sich das Leben unserer vier Giraffen in dem neuen Hause über Liebe und Geburt gerundet, bis sie eines Tages hier sterben werden. Denn verlassen können sie unseren Zoologischen Garten nie mehr. Sie sind zu groß dazu geworden. Auch in Afrika fängt man nur junge Tiere und läßt die großen wieder laufen, denn man kann Giraffen nur bis zu einer Höhe von höchstens 3,30 Meter transportieren. Sind sie erst einmal größer geworden, so kann man nicht mehr mit ihnen unter Eisenbahn- und Autobrücken hindurch. In Zirkussen hat man manchmal besondere Giraffenwagen gebaut, deren gepolstertes Oberteil während des Transportes heruntergesenkt werden kann, so daß das darinstehende Tier den Kopf tief halten muß. Daran muß es aber in langer Dressur gewöhnt werden. Nur sehr zahmen und mit häufigen Umzügen vertrauten Tieren kann man so etwas zumuten. Als man vor einigen Jahren ein solches Tier nach dem Londoner Zoo brachte, hatte es ein Seil kurz hinter dem Kopf um den Hals geschlungen. Jedesmal, wenn das Gefährt unter einer Brücke durchfuhr, zog ein Tierwärter den Hals herunter. Insgesamt mußte sich „Nelly“ 43mal den Kopf herunterwinden lassen.

Als nach dreihundertjähriger Pause im Jahre 1827 zum erstenmal wieder eine Giraffe nach Europa kam, mußte sie von Marseille aus zu Fuß bis Paris marschieren. Fast gleichzeitig kam eine Giraffe in London an, starb aber schon zwei Jahre später an einer Gelenkkrankheit. Man hatte das arme Tier nämlich in Afrika lange Strecken gefesselt und geknebelt auf Kamelen transportiert! So etwas ist sehr grausam; die Zoos haben dafür gesorgt, daß ihre Insassen heute sehr viel bequemer reisen.

Diese ersten Giraffen, die Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Paris, London und Wien kamen, haben ungeheueres Aufsehen in Europa erregt. Es gab Moden, Kämme, Hüte „à la Giraffe“. In Wien hat man noch hundert Jahre später „Girafferln“ als Gebäck verkauft. Erst an diesen Zoo-Giraffen haben wir Näheres über das Leben der größten Geschöpfe der Erde gelernt. Johnson, einer der ersten tierkundigen Afrikareisenden im vorigen Jahrhundert, hat die Giraffe noch kurz und bündig beschrieben als „ein Tier, höher als ein Elefant, aber nicht so dick“. Viele Jahrzehnte später hat man sich darum gestritten, ob es für Giraffen normal ist, sich zum Schlafe hinzulegen. Nun, ich bin jetzt monatelang am späten Abend nach Hause gekommen und durch das dunkle Giraffenhaus gegangen. Die großen Tiere lagen immer mit untergeschlagenen Beinen, nur die langen Hälse waren aufgerichtet, die Tiere wollten sehen, wer da durch das Dunkel ging.

Sie sind auch in ihrer Heimat sehr neugierig. In Gebieten, wo das Jagen erfreu-







licherweise verboten ist, nähern sie sich oft dem Auto, um das seltsame Gebilde nur ja von nahem betrachten zu können. Im Natal-Naturschutzgebiet hat jetzt ein besonders wißbegieriger Giraffenbulle darin Berühmtheit erlangt. Ein Mann, der in den Plantagen Pflanzenschädlinge zu bekämpfen hat, brachte es fertig, diesen Bullen mit DDT zu bestäuben, während er neben dem Auto stand. Ich weiß nicht, ob das Tier es notwendig hatte. Jedenfalls ließ der Bulle es sich gefallen, daß der hilfreiche Mann auch noch auf das Auto kletterte und den oberen Teil des Halses besprühte. Als einmal ein Hubschrauber auf einem Hilfsflugplatz in dem Naturschutzgebiet landete, erschien sofort der Giraffenbulle, um das merkwürdige Ding zu untersuchen. Er sah sich erst die Trage-Luftschrauben von oben her genau an, senkte dann den Hals, um die Kabine von innen zu erkunden, und beleckte endlich ausgiebig den Schwanzpropeller.

Ich habe vor drei Jahren für unser neues Haus die größten Giraffen erworben, die ich überhaupt finden konnte, weil ich recht bald Nachwuchs haben wollte. Deswegen mußten wir die Tiere auf der Autobahn mit einem besonderen, ganz tiefen Gefährt transportieren, das im Kriege zum Befördern von V-2-Geschossen gebaut worden war. Unsere Tiere reisten nachts in Begleitung von Polizei, die sich an der Grenze jedes deutschen Landes ablöste.

Auf diesem Transport hat sich der Bulle Otto ein Bein schwer verletzt. An beiden Seiten lag der Knochen mehrere Handbreit völlig frei. Wir haben versucht, ihn zu verbinden und zu behandeln. In solchen Fällen weiß man aber oft nicht recht, was schlimmer ist, die Krankheit oder das Verarzten. Alle Menschen-Chirurgen sagten mir, daß ein Knochen, der länger als ein paar Wochen frei an der Luft liegt, abstirbt und zugrunde geht. Also bauten wir eine fast fünf Meter hohe besondere Kiste, die wir polsterten und in die wir Otto hineindrängten. Als ihm der Tierarzt eine Penicillinspritze gab, regte das Tier sich so auf, daß es sich in der Kiste halb umdrehte und den Kopf verkeilte. Wir schlugen die Kiste schleunigst auseinander.

Dann versuchte Dr. Klöppel, ihm aus einem Fensterchen in Fußhöhe des Giraffenstalles eine Salbe auf die Wunde zu spritzen. Otto schlug aber so blitzschnell aus, daß er den Kopf des Doktors nur um Zentimeter verfehlte. So mußte ich es ihm selbst überlassen, gesund zu werden. Mir fiel auf, daß er nicht einmal hinkte. Er ging freiwillig auf und ab und benutzte das Bein, als ob es aus Holz geschnitzt wäre und keinerlei Gefühl hätte. Im Laufe von zwei bis drei Monaten sind die Wunden dann sehr schön zugewachsen. Sicherlich verletzen sich die Giraffen auch in Afrika häufig ihre Beine, und deswegen haben sie ein gesundes Heilfleisch. Kurze Zeit später las ich in einer medizinischen Fachzeitung, daß amerikanische Ärzte ein ganz neues Verfahren zum Wundheilen ausgearbeitet haben: sie setzen die kranke Stelle ohne jede Salbe und ohne jeden Verband der Luft aus. So konnten wir noch stolz darauf sein, unseren Otto mit einem der modernsten Mittel kuriert zu haben — nämlich mit gar nichts!

Wenn Giraffen in unserem Freigehege, das wohl das größte in Europa für diese Tiere ist, mit hochgehobenen Schwänzen umhergaloppieren, dann wirkt das immer so, als seien sie mit Zeitlupe aufgenommen. Dies hat seine Vorteile, denn auch die Hufschläge sind, wenn sie nicht ganz aus bösem Herzen kommen, ziemlich langsam. Man kann ihnen meistens noch rechtzeitig ausweichen. Das zahlt sich aus, Giraffen wird nämlich nachgesagt, daß sie einem Löwen mit einem einzigen Beinhieb den Kopf zerschmettern können. Im Innenstall des Londoner Giraffenhauses, das schon seit 1836 steht, findet man eine tiefe Höhlung in der Wand, die mit einer Glasplatte überdeckt ist. Dort hat 1865 ein Giraffenbulle seinen Kopf und Hals wie einen Hammer nach dem Wärter geschlagen, ihn aber verfehlt.

Als ein Jahr später ein Teil dieses Hauses in Flammen aufging, erstickten eine Giraffenmutter und ihr Kalb. Das konnte nur geschehen, so schrieben die Zeitungen, weil Giraffen stumm sind. Hätten sie geschrien, so wäre der Brand eher bemerkt worden. Sind Giraffen wirklich stumm? Das ist eine Frage, die man immer wieder hört. Dabei hat schon Professor Owen vor über hundert Jahren beschrieben, daß das erste Giraffenkalb, das damals in einem europäischen Zoo geboren wurde, mitunter leise gerufen habe, etwa wie ein Kalb. Von dieser Notiz in einer verstaubten alten Fachzeitschrift wußte aber niemand mehr etwas.

Der Kriegsruf der Giraffe

Vor einigen Jahren schrieb Blaney Percival, er habe in Afrika eine bestimmte Giraffenkuh immer, wenn sie zur Tränke kam, einen tiefen Schrei ausstoßen hören, der etwa klang wie „uääräää". So etwas besagt in einem Einzelfall noch nicht viel. Manchmal kann es auch bei krankhaften Veränderungen in der Luftröhre oder im Kehlkopf zu Tönen kommen, die der Träger gar nicht hervorrufen will. Immer wieder ist von „singenden Mäusen" berichtet worden, und wenn man sie dann untersuchte, kam heraus, daß ihre Luftröhre erkrankt war. Stanton aber hörte ein sechs Monate altes Giraffenjunges, das er mit dem Lasso fing, offenen Mundes wie ein Kalb brüllen. Später im Gehege gab es in langen Monaten nie wieder einen Ton von sich. Ein noch jüngeres Giraffenkind blieb beim Fangen stumm, gab aber später in seinem Kral öfter einen traurigen, weichen, ganz entfernt klingenden Ton von sich, ohne dabei sichtbar den Mund zu öffnen. Wenn Giraffenbullen in verliebter Stimmung sind und ihre Nebenbuhler bekämpfen, dann lassen sie mitunter ein kurzes, hustenähnliches Geräusch hören. Es ist ihr Kriegsruf. Im übrigen befehdet man sich unter Giraffenrivalen, indem man sich gegenüber oder sogar nebeneinander stellt und die Flanke des anderen mit den kurzen Hörnerzapfen auf der Stirn bearbeitet.

Tierfänger treiben manchmal einfach zwanzig, dreißig und noch mehr Giraffen in einen Kral zusammen. Die Tiere finden sich recht bald damit ab, sie sind neugierig, und sie nehmen schon nach wenigen Tagen das Heu aus der Hand. Trotzdem muß man sich immer vor ihren



Schlägen vorsehen. Wenn die ausgewachsenen Giraffen, die für einen Transport zu hoch sind, wieder aussortiert werden, dann bietet sich ein seltsamer Anblick. Statt sich der ungehinderten Freiheit zu freuen, stehen sie außen am Gehege und sehen neidisch zu, wie den anderen der Tisch gedeckt wird. Eine große Giraffenkuh durfte bei dem Ehepaar Stanton bleiben, da sie kurz vor dem Hinauswurf ein Kind bekam. Frau Stanton fand sie eines Tages auf der Erde liegend im Schlaf und regelrecht — schnarchend!

Auf ägyptischen Grabbildern hat man Giraffen gefunden, die keinerlei Zeichnung auf ihrer Gestalt hatten. Da unmittelbar daneben gefleckte Giraffen abgemalt waren, konnte das kein Zufall sein. So hätte man eigentlich gar nicht so sehr überrascht sein dürfen, als 1938 Professor Goodwin vom Naturhistorischen Museum New York im Massai-Reservat in Kenya eines Tages einen Giraffenbullen antraf, der beinahe rein weiß war. Das Tier hatte dunkle Augen, war also kein Albino. Dieser weiße Bulle lief mit einer normal gefärbten Kuh zusammen. Goodwin konnte ihn aus gar nicht zu großem Abstand filmen. 1952 entdeckten zwei Europäer vom Flugzeug aus in Uganda, etwa 40 km von den Murchison Falls, einen weißen Giraffenbullen, der ebenfalls zusammen mit einer sehr hell gefärbten, aber normalen anderen Giraffe herumlief. Die Ägypter haben ja Antilopen, Strauße und vielerlei andere afrikanische Wildtiere gezähmt, die die Neger nie zu Haustieren zu machen verstanden haben. Vielleicht ist es ihnen damals gelungen, weiße Giraffen zu züchten, so wie wir weiße Damhirsche und weiße Taubenrassen geschaffen haben. Manche wilden afrikanischen Tiere, Elefanten, Riesen-Elenantilopen, Servale, Zebras, Kaffernbüffel, haben sicher die natürliche Anlage, Haustiere werden zu können.

Aber wir Menschen sehnen uns nach Flugzeugen, Motoren, Traktoren, wir sind ein paar Jahrhunderttausende durch Tiere groß und immer mächtiger geworden — heute brauchen wir längst keine tierischen Helfer mehr.

In der nächsten REVUE:

Dr. E. H. G. LUTZ, München

Der medizinische Mitarbeiter führt die Leser der REVUE in die ärztliche Praxis, an das Krankenbett, in ärztliche Laboratorien und Operationssäle.

In der übernächsten REVUE:

Dr. A. W. SCHMIDT, Hamburg

Ein Jurist greift einen Fall aus der Fülle der Prozesse auf, die täglich anstehen. Hinter jedem „Fall" steht das Leben: das echte Schicksal eines Menschen.

In der darauffolgenden REVUE:

Dr. Bernh. GRZIMEK, Frankfurt

Jeder Bericht des Frankfurter Zoodirektors vermittelt neue Eindrücke, Erfahrungen und Erkenntnisse. Immer spricht er als Forscher und Tierfreund.





ALTE KULTUR AM NIL: Musizierende Sklavinnen, Fresko aus Theben 1400 vor Chr.





Deutsche Schule, Vorbild oder Skandal?

Ich fahre jeden Morgen vom Mittelpunkt unserer Stadt zu einem Vorort. Mit mir besteigen eine Anzahl Kinder die Bahn, um fünf Haltestellen weiter eine freie Schule (gemeint ist die Gemeinschaftsschule. D. Red.) zu erreichen. Dort steigen wieder Kinder zu, die in unmittelbarer Nähe dieser Schule wohnen, um im Vorort die katholische Schule zu besuchen. Und schließlich fahren von hier wieder Kinder ins benachbarte Städtchen, um dort in die evangelische Schule zu gehen. Hierbei sind alle Kinder gezwungen, oft viermal am Tage eine unserer gefährlichsten Ausfallstraßen zu überqueren. Macht man sich hierüber Gedanken, so kann man an dem Verstand der für diesen Unfug Verantwortlichen zweifeln ... Ich glaube, die größte Kalamität unserer Volksschulen wäre schon dadurch behoben, wenn wir statt drei Schulsystemen nur eins hätten ... M. E. braucht hierdurch der Religionsunterricht in keiner Weise zu leiden ... Bei den höheren Schulen kennt man doch auch keine Trennung.

KREFELD — HEINRICH BECKER

Eine Schulklasse antwortet

Zu dem Brief des Herrn Erhard Pötzsch in Nr. 5 der REVUE nehmen wir als Mitschüler seiner Tochter wie folgt Stellung: Der von Herrn Pötzsch bemängelte Probefeueralarm muß auf Grund einer Anordnung des Bayerischen Kultusministeriums an sämtlichen bayerischen Schulen in bestimmten Abständen durchgeführt werden, um eine eventuelle Panik zu verhindern — und nicht, weil das Gebäude so „baufällig und morsch von oben bis unten ist". Das Gebäude ist äußerst stabil! Wir Schüler haben keinen Grund, unzufrieden zu sein, und unser Oberstudiendirektor ist stets bestrebt, die Schule noch weiter zu verbessern.

Zum Punkt „grauschwarze Toiletten, Flure und Zimmer": In den letzten Sommerferien sind die Toilettenanlagen mustergültig und vorbildlich renoviert worden. Wir möchten den sehen, der die Flure und Klassenzimmer abstoßend findet!

Zum Punkt „kasernenartiger Hof": Manche Schule wäre froh, wenn sie so einen Schulhof hätte! Wir wissen gar nicht, wie man auf die Idee kommt, von einem kasernenartigen Hof zu reden! Dann schreibt Herr P., daß unser Physiklehrer uns 16 Physikaufgaben „aufgegeben" habe, weil wir gerade 16 Tage frei hatten. Aber er gab sie nicht auf! Im Gegenteil: es war gar keine Pflicht, die Zettel in Empfang zu nehmen, schon gar nicht, die Aufgaben auszurechnen! Es war lediglich ein großes Entgegenkommen unseres Lehrers zur privaten Vorbereitung der bevorstehenden Schulaufgabe.

Wir möchten ausdrücklich feststellen, daß die Initiative zu diesem Brief von uns Schülern allein ausgeht.

GÜNZBURG — DIE KLASSE 4Rb DER OBERREALSCHULE (21 Unterschriften)

Generalpardon unzeitgemäß

Es ist unverständlich, daß in dem Augenblick, in dem in Deutschland der verstärkte Ruf nach Einführung der Todesstrafe ausgestoßen wird, gleichzeitig Generalpardon für alle im Auslande inhaftierten Verbrecher gefordert wird. Man kann wirklich nur noch vom Deutschland der gestorbenen großen Denker sprechen.

BREMEN-HORN — OTTO STELLHORN

Sondergesetze und Sondergerichte

Unsere Kriegsgefangenen in Holland wurden nach Sondergesetzen vor Sondergerichten verurteilt — nicht, weil die ihnen zur Last gelegten Verbrechen „erwiesen waren", sondern weil sie als „erwiesen angesehen wurden". Diese Verurteilungen sind nur aus den Haß- und Rachegefühlen des Siegers entstanden. „Kriegsverbrecherprozesse" wurden einseitig, und nur gegen uns Deutsche durchgeführt und widersprechen daher jedem gesunden Rechtsempfinden. Selbst der atheistische Osten war bereit, einen Schlußstrich unter dieses grausame Kapitel der Nachkriegszeit zu ziehen und die „Kriegsverurteilten" zu entlassen bzw. sie der deutschen Gerichtsbarkeit zu übergeben. Worauf wartet das christliche Holland eigentlich noch?

HALLE/WESTFALEN — CHARLOTT MÜLLER

Gefährliche Propaganda

Ich möchte Ihnen dafür danken, daß Sie durch Ihre Veröffentlichung „Sitzen in Breda wirklich Unschuldige?" einer teils mißleitenden, teils mißgeleiteten Propaganda so entschieden entgegentraten. Leider macht es die Situation auch bereits notwendig, Sie zu dem Mut zu beglückwünschen, dies zu tun.

BERLIN-DAHLEM — DR. JUR. GEORG WEIS

der REVUE!

Für solche Verbrecher gibt es nur die Todesstrafe!

In REVUE Nr. 7 steht über den Leserbriefen zum Thema Todesstrafe: „Zwischen diesen Ansichten gibt es keine Brücke". Nun — kein Wunder, wenn man die Ansicht des Frhr. O. v. d. L. aus Bonn liest. Natürlich darf nicht jeder selbst richten. Die Angeklagte ist ja auch nicht straffrei ausgegangen, aber trotzdem ist diese Stellungnahme unglaublich, wenn es sich um solch ein Scheusal handelt, wie in dem Roman „Im Namen einer Mutter" geschildert! Dreitausendjährige Kultur, schön, wenn sie und die z. Z. angewandte Milde uns nur vor den überhandnehmenden Verbrechen bewahren würden . . .

BERLIN-STEGLITZ — ELLA WUNSEL

Die Ausführungen des Herrn W. Freiherrn Ostmann v. d. Leye übertreffen an Geschmacklosigkeit alles bisher Dagewesene . . . Da den meisten Morden an Kindern qualvolle Sittlichkeitsverbrechen vorausgehen, muß . . . die Forderung erhoben werden, daß diese Seelenmorde um ein Vielfaches härter bestraft werden, als es heute Mode ist. Ebenso hat der Passus wegzufallen, daß Trunkenheit vor Strafe schützt bzw. diese erheblich mildert. Ein raffinierter Mörder braucht vor seiner Tat nur Alkohol zu genießen, und er wird kaum für ein noch so greuliches Verbrechen zu büßen haben . . . Wenn ein Mörder durch human ausgeführte Hinrichtung mit seinem Leben gesühnt hat, wird kein Haß- oder Rachegefühl mehr gegen ihn bestehen. Ein Gewaltverbrecher hat sich ja selbst von jeder menschlichen Gemeinschaft distanziert — er ist zur Bestie geworden. Erst mit seiner Hinrichtung hat er angemessene Sühne geleistet . . . Schwer angeprangert muß ferner werden, daß es als strafmildernd gilt, wenn z. B. ein Kind langsam zu Tode gemartert wird (Mißhandlung mit Todesfolge, Totschlag). Dies bezieht sich meist auf entmenschte „Eltern". Solche Eltern haben gleichfalls ihr Leben verwirkt! Man lasse das deutsche Volk abstimmen über die Todesstrafe, dann wird sich zeigen, was der Wille des Volkes ist!

FRANKFURT a. M. — R. M. SCHMIDT

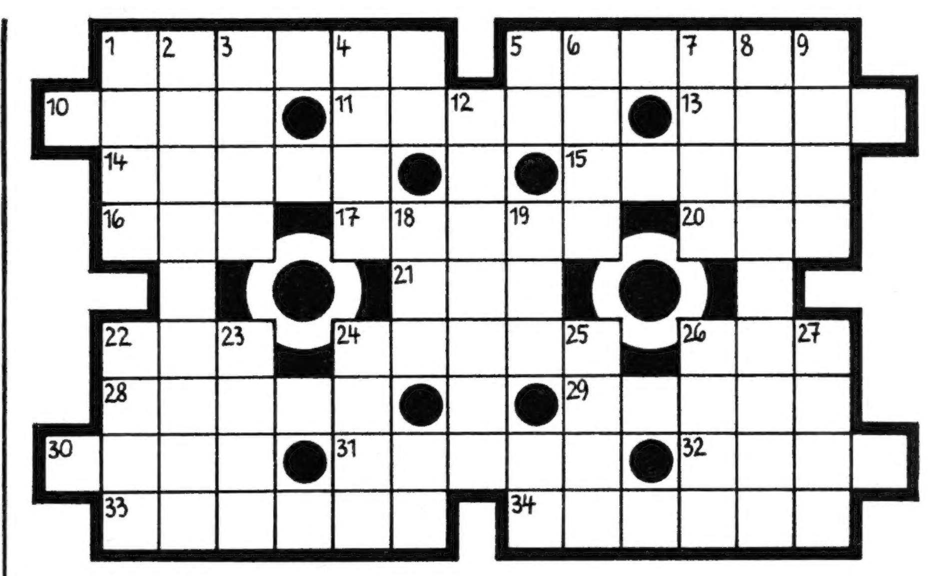
Gefährliche Horoskope

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einen Erlebnisbericht gebe. Der Vorfall ereignete sich vor vielen Jahren in Konstantinopel. Ich bewohnte damals mit einem jungen Österreicher ein kleines Hotelzimmer. Mein Freund war geschieden und trieb sich nun ruhelos in der Welt umher. Das Gericht hatte ihn zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil er seinen Bekannten in einer Eifersuchtsszene angeschossen hatte.

In Konstantinopel lernte er eine ältere deutsche Dame kennen, die Horoskope stellte. Mein Freund ließ sich von ihr verschiedentlich die Zukunft deuten. Da ich die Astrologie rundweg ablehnte, warnte ich K., die Prophezeiungen ernst zu nehmen. Eines Nachts wurde ich durch ein lautes Röcheln meines Freundes geweckt. Der Schaum stand ihm vor dem Mund. Die Lippen waren blau angelaufen. In aller Eile trommelte ich einen benachbarten Arzt aus dem Schlaf. Der Arzt gab meinem Freund eine Kampferinjektion. Er meinte, es sei ein kleiner Herzanfall. Die Sache kam bald wieder in Ordnung. Ich war jedoch skeptisch. Im Bett meines Freundes fand ich ein leeres Glasröhrchen Veronal.

Was war vorgefallen? K. hatte an dem fraglichen Abend wieder einmal seine Astrologin aufgesucht. Sie sagte ihm, er müsse noch einige Jahre in der Welt herumwandern, bevor er seine Heimat und seine Frau wiedersehen würde. K. hatte die Absicht, sich mit seiner Frau wieder auszusöhnen. Diese Prophezeiungen gingen über die Kräfte meines sterngläubigen Freundes, der im übrigen sehr intelligent war. So kam es zu jenem mißlungenen Selbstmordversuch.

BRAUNSCHWEIG — WILLY GOCKEL



KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht: 1. fürstliche Wohnung, 5. afrikanische Wüste, 10. römischer Kaiser, 11. baumbestandene Straße, 13. Schweizer Volksheld, 14. kleine Gruppe zusammengehöriger Personen, 15. männliches Haustier, 16. englischer Artikel, 17. griechischer Buchstabe, 20. Männername, 21. poetischer Name für den Löwen, 22. griechische Göttin der Verblendung, 24. schmales Brett, 26. weibliche Gestalt der Nibelungensage, 28. Überbleibsel (Mehrzahl), 29. russischer Revolutionär, 30. alkoholisches Getränk, 31. feinste schwebende Schmutzteilchen, 32. Tonzeichen, 33. Abgabe an den Staat, 34. Südfrucht. — Senkrecht: 1. seuchenhafte Krankheit im Mittelalter, 2. Baumeister, 3. Feuersglut, 4. Totenschrein, 6. Zeitalter, Zeitabschnitt, 7. Lebenshauch, 8. Schriftleitung, 9. Männerkurzname, 12. Christbaumschmuck, 18. Stadt an der Etsch, 19. Charaktereigenschaft, 22. griechischer Kriegsgott, 23. Nordosteuropäer, 24. Weinernte, 25. Mittelmeerinsel, 26. Stadt in Westfalen, 27. Federvieh.*

Lösung in der nächsten Nummer der REVUE

Auflösungen aus der letzten Nummer der REVUE

Kreuzworträtsel: *Waagerecht: 1. Egel, 5. Weiterung, 11. Eton, 15. Etamin, 17. Ramses, 19. als, 21. Hader, 23. Indus, 24. est, 25. A.D., 26. Arles, 27. Ars, 28. Eisen, 29. in, 31. Spuk, 34. Grus, 36. Aera, 39. Sela, 41. Ai, 42. Iran, 43. Eta, 44. Erie, 46. Ob, 47. Marathon, 48. Komtesse. — Senkrecht: 1. Eva, 2. Geld, 3. et, 4. Lahr, 6. Eider, 7. Ines, 8. Esprit, 9. Urne, 10. Nadir, 11. Esse, 12. Te., 13. Ossi, 14. Not, 16. Mal, 18. Mus, 20. Sau, 22. Rasen, 23. Isaak, 24. Ene, 25. Asam, 30. Nabe, 32. Pia, 33. Kra, 34. Gat, 35. UNO, 37. Ebo, 38. Art, 39. sie, 40. Los, 42. Ir., 45. Es. — „Sei was du kannst, aber sei es ganz."*

Silbenrätsel: *1. Elisa, 2. Iambus, 3. Gabel, 4. Nargileh, 5. Emilia, 6. Ragusa, 7. Feder, 8. Lancelot, 9. Eber, 10. Initialen. — Eigner Fleiß beglückt (Goethe).*

Kreuzworträtsel: *Waagerecht: 1. Wagner, 6. Spekulant, 11. Eierschwamm, 15. SN, 16. Trug, 17. Uhu, 18. Baude, 20. Filigran, 23. Gerede, 24. Ruin, 26. Ner, 27. Damaskus, 29. Stradivari, 35. Tete, 36. MEZ, 37. Idria, 39. Bison, 41. Ostsee, 43. Echo, 44. Ster, 45. ruestig, 49. Lodi, 51. Tat, 52. Idee, 54. Aorta, 56. Kamerun, 57. Rinnsal, 59. Ehe, 61. Unding, 62. Law, 64. Selim, 65. Pier, 66. Steele, 67. Meran, 68. Herr, 69. Tarent, 70. Poe. — Senkrecht: 1. Wolfram, 2. Aetius, 3. Girl, 4. neu, 5. Erg, 6. Schari, 7. ewig, 8. Kate, 9. Umbra, 10. Trense, 12. Sure, 13. Hund, 14. Maestoso, 15. Sud, 19. Deutz, 21. INRI, 22. Gnade, 25. Itz, 28. Kent, 30. drei, 31. Vaeter, 32. Abessinien, 33. Richmond, 34. Isolani, 38. Ingenieur, 40. Ornamente, 41. Orakel, 42. Team, 46. Utah, 47. Steiger, 48. Tirol, 50. Dragee, 53. Duese, 55. Osning, 58. Largo, 60. Ewer, 61. Ulme, 63. Ate, 65. Pan. — „Wer in die Sonne geht, wird gebräunt."*

REVUE-Foto-Quiz Nr. 6

Sie müssen nur erraten, wer oder was auf den untenstehenden Fotos dargestellt ist. Damit Sie Ihren Scharfsinn nicht allzusehr strapazieren müssen, offeriert Ihnen REVUE für jedes Bild vier Lösungsmöglichkeiten. Eine davon ist richtig — und diese eine sollen Sie aufschreiben. Es genügt, wenn Sie jeweils nur den Kennbuchstaben des Bildes und die für die Lösung in Frage kommende Ziffer vermerken, also zum Beispiel: A 3 oder D 1 usw. Einen kleinen Tip zur Erleichterung wollen wir Ihnen auch noch geben: über alle Menschen, Tiere und Gegenstände, die auf den Bildern des Foto-Quiz dargestellt sind, hat REVUE in den letzten 2 Heften berichtet. Es gibt jede Woche folgende Preise:

1. Preis 100 DM; 2. Preis 50 DM; 3. bis 7. Preis je 20 DM; 8. bis 50. Preis je ein Buch

Wer alle sechs richtigen Lösungen gefunden hat, schreibe sie mit seinem Absender auf eine Postkarte und schicke diese Karte an REVUE, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37. Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise vorhanden sind, so entscheidet das Los. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Die Teilnahme ist jedermann freigestellt, der Erwerb der REVUE zum Zwecke der Teilnahme ist nicht notwendig.

Einsendeschluß für Foto-Quiz Nr. 6 ist der 23. März 1956, Auflösung und die Namen der Geldpreisgewinner erscheinen in REVUE Nr. 14.



A. Die „Frau mit den Märchenaugen" ist: 1. Greta Garbo, 2. Prinzessin Mafalda von Savoyen, 3. Kronprinzessin Cecilie von Preußen, 4. Evita Peron



B. Dieses junge Liebespaar aus Düsseldorf ist in Lebensgefahr durch: 1. Feuer, 2. Verkehrsunfall, 3. Mord, 4. Kohlenoxydgasvergiftung



C. Einen ungewohnten Anblick bot die von Eis umschlossene: 1. Moritzburg bei Dresden, 2. Burg Eltz an der Mosel, 3. Kaiserswerth bei Düsseldorf, 4. Pfalz bei Kaub



D. Wer schläft, sündigt nicht. Hier schläft: 1. Franz Blücher, 2. Theodor Blank, 3. Thomas Dehler, 4. Otto John



E. Der Schah von Persien und Kaiserin Soraya absolvierten einen Staatsbesuch in: 1. Indien, 2. Burma, 3. Pakistan, 4. Ceylon



F. Kulisse zu einem glanzvollen Ball war die Oper in: 1. Mailand, 2. Paris, 3. Wien, 4. Berlin

Im Foto-Quiz Nr. 2 gewannen: 100 DM: Holzschneider Ursula, Bad Kreuznach. — **50 DM:** Wachsmuth Gladys, Rinteln/Weser. — **20 DM:** Maetschke E. W., Lauingen/Do.; Bohla Ursula, Dinkelsbühl/Mfr.; Boeck Lisel, Elmshorn/Holst.; Kehrbaum Sigrid, Merl/Mosel; Bernhard Franz, Michelstadt. — **Die richtige Lösung: A 2, B 2, C 2, D 3, E 4, F 1**



Blau-weiß gestreifte Baumwolle ist das Material dieses Kleides von Veneziani. Die eingesetzten blauen Rockbahnen und der Sattel sind mit weißen Zackenlitzen verziert.

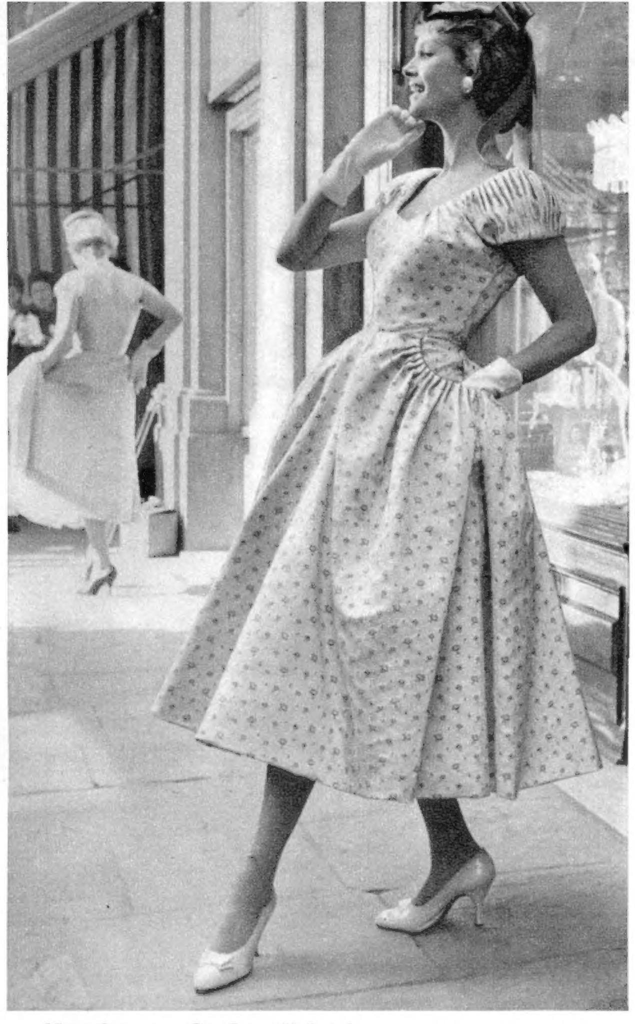
Die neuesten Kleider Italiens

Rausch in Farben und Falten

Italiens Modeschöpfer brillieren mit Farben und kühner Faltengebung. Ihre neue „Linie" zu beschreiben, ist schwierig, denn sie haben keine im Sinne ihrer Kollegen von Paris. Die Arbeit der italienischen Modekünstler wird ausschließlich von der Absicht beherrscht, die Frauen so hübsch und effektvoll anzuziehen, wie es nur möglich ist. Deshalb schwelgen sie in Farben; sehr viel Rot, strahlendes Blau und üppiges Gelb. Die kräftigen Farben des köstlichen „Gelati"-Eises überwogen bei den diesjährigen Frühjahrs-Modeschauen in Florenz. REVUE war dabei.

Fotos: Renate Riederer

Weiße Blüten als Relief schmücken dieses Abendkleid von Emilio Schuberth; es ist vorn fast kniekurz, hinten mit Schleppe. Das Kleid existiert in zwei Varianten: einmal himmelblau und marineblau, dann rot und rosa (unser Bild).



Kostbares Cocktailkleid aus perlgrauer Seide mit amarantroten Blüten bestickt. Die gepufften Ärmel sowie die seitlichen Taschen sind plissiert. Ein Modell von Marucelli.



Aus der Volkstracht entwickelt wurde dieses lustige Sommerkleid. Der Cottonrock im Schottenmuster hat Einsätze von geblumten und plissierten Borten. Modell: Myrcae.



Großes Abendkleid aus mauvefarbenem Georgette, reich gezogen und drapiert mit nach innen geschlagenem Saum. Mit ihm errang Modeschöpfer Capucci größten Erfolg.

Das kleine Kopftuch der Italienerinnen, Fazzoletti genannt, von unzähligen deutschen Frauen oft aus dem Urlaub mit nach Hause gebracht, erscheint in neuer Form. Es wird aus Bast gehäkelt und mit einem Ripsband eingefaßt (Modell: Luisena). Rechts unten das Kleid in ganzer Größe. Es besteht aus plissiertem Seidentrikot, rot und weiß (Modell: M. T. A.).

Peter Großkreuz fordert die

G.m.t.H. Gesellschaft mit totaler Haftung

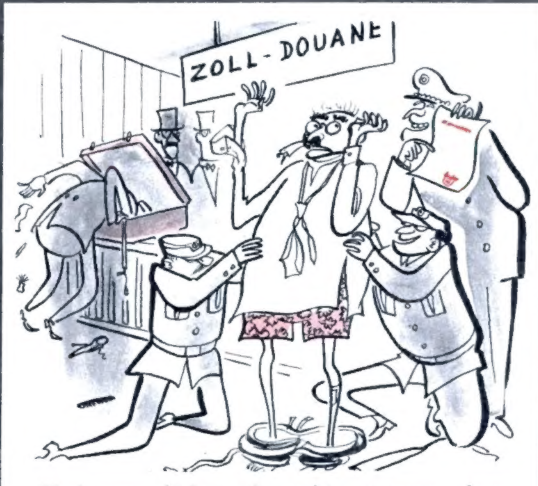
Es wäre manches besser, wenn jeder für seine Taten mit seiner ganzen Persönlichkeit oder — falls nicht vorhanden — mit seinem Vermögen haften müßte, meint unser Zeichner



„... mit einem schönen Gruß von der Dame, der wir damals den bescheidenen, zurückhaltenden Studenten in ihre Wohnung eingewiesen haben!"



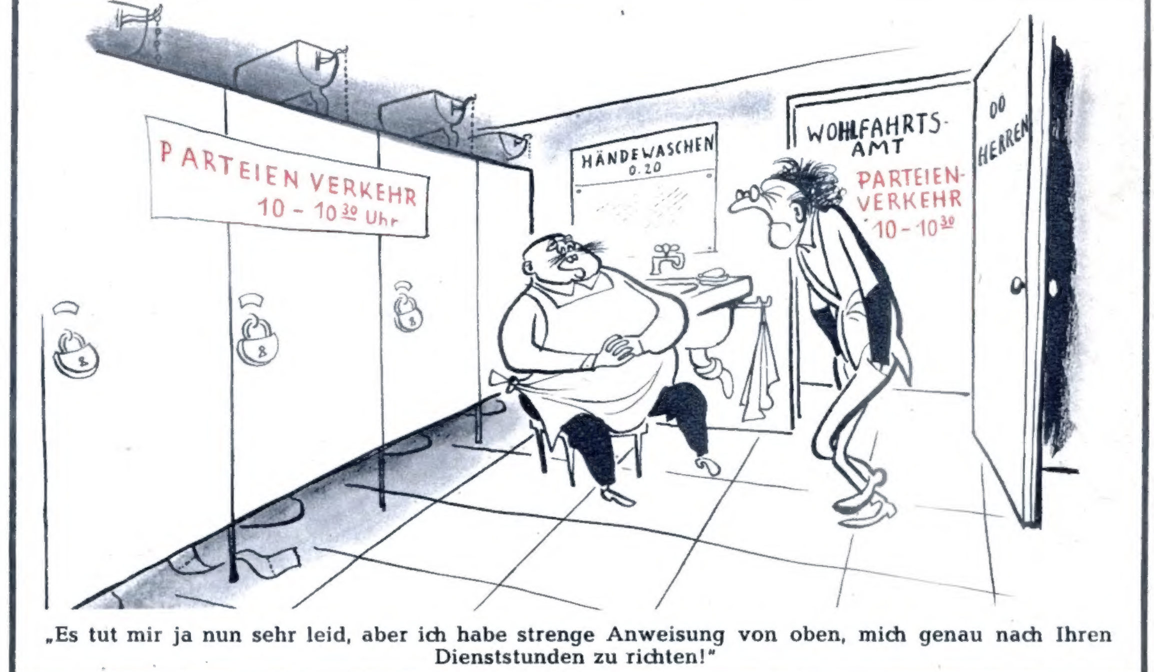
„Dies war Ihr zustehendes Ruhegehalt, Herr General — und nun wollen wir mal die Kosten Ihres siegreichen Rückzuges bei Wasch-Lavoir zusammenrechnen!"



„Und wenn ich mich recht erinnere, dann stammt der Erlaß über Verschärfung der Zollbestimmungen bei Auslandsreisen von Ihnen, Herr Minister, persönlich!"

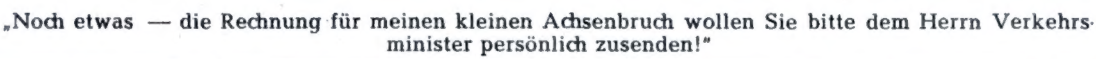


„Auf Grund höherer Anordnungen erhalten unsere Kunden ebenfalls ein Rasiermesser, damit sie sich gegebenenfalls zur Wehr setzen können!"



„Es tut mir ja nun sehr leid, aber ich habe strenge Anweisung von oben, mich genau nach Ihren Dienststunden zu richten!"





„Noch etwas — die Rechnung für meinen kleinen Achsenbruch wollen Sie bitte dem Herrn Verkehrsminister persönlich zusenden!"



„... und Ihre Sachen zieht gleich der Herr Richter an, der Sie damals verurteilt hat — eben hat sich Ihre Unschuld herausgestellt!"